WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTLICHE LEITFÄDEN
VIERTER BAND

BEVÖLKERUNG

VON

HARALD WRIGHT · M. A.
(CAMBRIDGE)

DEUTSCH HERAUSGEGEBEN VON

DR. MELCHIOR PALYI
PRIVATDOZENT AN DER HANDELSHOCHSCHULE
BERLIN

MIT EINEM VORWORT VON

J. M. KEYNES

BERLIN
VERLAG VON JULIUS SPRINGER
1924

ISBN 978-3-642-93872-6 ISBN 978-3-642-94272-3 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-642-94272-3
ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

Vorwort.

Der Glaube an den wirtschaftlichen Fortschritt der Menschheit ist nicht alt. Er war weder mit der Erfahrung der meisten Jahrhunderte vereinbar, noch ist er durch die Religion gefördert worden. Wenn man ein Jahrhundert nach dem anderen durchgeht, so scheint sich das Los des ungelernten Arbeiters in den Mittelpunkten der Zivilisation während der zweitausend Jahre vom Griechenland des Solon bis zum England Karls II. oder dem Frankreich Ludwigs XIV. kaum geändert zu haben. Das Heidentum verlegte das Goldene Zeitalter in die Vergangenheit, das Christentum in den Himmel; und vor der Mitte des 18. Jahrhunderts würde man jeden, der eine fortschreitende Steigerung der materiellen Wohlfahrt dank der Arbeitsteilung, den wissenschaftlichen Erfindungen und der überaus raschen Vermehrung der Menschen vorausgesagt hätte, für einen Phantasten gehalten haben.

Aus dunklen, von den Wirtschaftshistorikern noch nicht genügend geklärten Gründen breitete sich im 18. Jahrhundert über viele Länder ein bis dahin unerhörter wirtschaftlicher Fortschritt unaufhaltsam und stetig anwachsend aus. Die Philosophen waren rasch mit einer passenden übersinnlichen Deutung bei der Hand, und noch vor der Jahrhundertwende war Priestleys[1]) Ansicht populär geworden, daß dank der fortschreitenden Arbeitsteilung „die Natur, ihre Stoffe und die sie beherrschenden Gesetze uns immer mehr unterworfen sein werden; die Menschen werden ihre Lage in jeder Beziehung leichter und angenehmer gestalten;

---

[1]) [Priestley (1733—1804), englischer Theologe, Philosoph, Chemiker und Physiker. (D. Übers.)]

sie werden ihre Lebensdauer verlängern und täglich glücklicher werden".

Gegen die Philosophen dieser Orientierung richtete Malthus seinen „Essay". Seine Argumente machten Eindruck auf die vernünftigen Zeitgenossen, und die Unterbrechung des wirtschaftlichen Fortschritts infolge der napoleonischen Kriege schuf eine Atmosphäre zu ihren Gunsten. Aber im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts trat die Tendenz der Zeit zum wirtschaftlichen Fortschritt wieder zutage; Malthus wurde vergessen oder diskreditiert. Die Wolken waren verschwunden; die klassischen Nationalökonomen waren entthront; und die Meinung des Pfarrers von Wakefield[1]), der „immer der Ansicht war, daß der ehrenwerte Mann, der sich verheiratete und eine große Familie erhielt, mehr Nutzen stiftete als derjenige, der allein blieb und nur von Bevölkerungsvermehrung redete", und die des Adam Smith, der sagte, daß „das sicherste Zeichen für das Wohlergehen eines Landes die Zunahme der Zahl seiner Einwohner" sei, solche Meinungen erlangten nahezu herrschenden Einfluß.

Nun hat aber der wirtschaftliche Rückschritt durch den Krieg, ähnlich wie vor hundert Jahren, wieder einmal eine Atmosphäre des Zweifels geschaffen; und es gibt manch einen, der voller Sorgen ist. Es ist das interessanteste Problem der Welt (unter den Problemen wenigstens, auf die die Zeit uns überhaupt eine Antwort geben wird), ob der wirtschaftliche Fortschritt nach einem kurzen Intervall der Erholung und Wiederherstellung weitergehen wird, oder ob die herrlichen Zeiten des 19. Jahrhunderts eine vorübergehende Episode waren.

In dem vorliegenden Band der Cambridge Economic Handbooks stellt Harold Wright die Tatsachen und Hauptgesichtspunkte des Bevölkerungsproblems zusammen. Es ist nicht der Zweck dieser Sammlung, fertige Ergebnisse zu präsentieren. Sie soll zum Nachdenken verhelfen und anregen. Der Gegenstand gerade dieses Bandes ist von der

[1]) [„The Vicar of Wakefield", der berühmte idyllische Familienroman von Oliver Goldsmith (1728—1774). (D. Übers.)]

Art, daß es schwer ist, gerade wenn man viel darüber nachgedacht hat, unparteiisch zu bleiben. Herr Wright hat jedoch jegliche Propaganda vermieden und mit großer Sachlichkeit die außerordentliche Bedeutung, Schwierigkeit und Wichtigkeit des Gegenstandes erörtert, ohne sich für eine bestimmte Politik einzusetzen. Sein Ziel wird erreicht sein, wenn es ihm gelingt, die Aufmerksamkeit und das Interesse auch nur weniger Denkenden auf das zu richten, was im Begriff ist, aus einer lediglich ökonomischen Frage das größte aller sozialen Probleme der nächsten Zukunft zu werden; ein Problem, das vielleicht in die tiefsten Instinkte und Gefühle der Menschen hineingreift, und das die Menschen möglicherweise ebenso leidenschaftlich erregen wird, wie früher religiöse Fragen. Ein neuer Abschnitt der Geschichte wird beginnen, wenn der zivilisierte Mensch daran gehen wird, zweckbewußte Kontrolle einzuführen, wo er bisher die blinden Instinkte der herrschenden Sitten walten ließ.

J. M. Keynes.

Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe.

Wie auch bei den anderen, vorangehenden Bänden dieser „Leitfäden", und in noch höherem Maße dürfte bei diesem Band die deutsche Ausgabe auch aus dem Grunde gerechtfertigt sein, weil er dem Leser einen gewissen Einblick in den Interessenkreis und die Orientierung des englischen volkswirtschaftlichen und soziologischen Studiums gewährt. Darum ist auch diesmal von wesentlichen Umarbeitungen und Ergänzungen unter Zugrundelegung der deutschen Forschung Abstand genommen worden. Die Zutaten des Herausgebers, die sich auf das Unvermeidlichste beschränken, sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht.

Berlin, Anfang Juli 1924.

Dr. M. Palyi.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Die Anfänge der Bevölkerungstheorie.

Zweites Kapitel.

Malthus.

Drittes Kapitel.

Bevölkerungstheorien unter wechselnden wirtschaftlichen Umständen.

Viertes Kapitel.

Nahrungsmittel und Rohstoffe.

Fünftes Kapitel.

Kohle und Eisen.

Sechstes Kapitel.

Das Bevölkerungswachstum.

Siebentes Kapitel.

Internationale Bevölkerungsfragen.

Achtes Kapitel.

Das qualitative Bevölkerungsproblem.

Neuntes Kapitel.

Schlußbetrachtungen.

Erstes Kapitel.

Die Anfänge der Bevölkerungstheorie.

1. Einleitendes. „Die einstmals weitverbreitete Meinung, das Bevölkerungsgesetz müsse die Bevölkerungsmenge unvermeidbar dicht an der Grenze der nackten Subsistenzmittel halten, entsprach nicht einem wünschenswerten Ideal. Es war ein Gespenst; ein Gespenst trotz allem, wenn es uns auch noch heimsuchen mag[1]).“ So schrieb Henderson im ersten Bande dieser Sammlung; und der Zweck dieses vierten Bandes ist, zu erklären, was mit jenem „Bevölkerungsgesetz“ gemeint ist; seine Gültigkeit als allgemeines ökonomisches Gesetz zu prüfen und zu untersuchen, ob und inwiefern es den Fortschritt der Menschheit bedroht, als „Gespenst, das uns auch jetzt noch heimsuchen mag“.

Man hat die Nationalökonomen oft beschuldigt, daß sie sich zuwenig um die praktischen Erfahrungen der Menschheit kümmern. Zweifellos haben sie diesen Fehler bisweilen begangen. Zu anderen Zeiten indessen neigten sie zu dem anderen Extrem, die besonderen Bedingungen einer bestimmten Periode in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft mit dem dauernden und naturnotwendigen Walten ökonomischer Gesetze zu verwechseln. Diese letztere Tendenz ist immer sehr herrschend gewesen in bezug auf Bevölkerungsfragen. Wenn kleine Gemeinwesen den alleinigen Besitz großer und fruchtbarer Ländereien behaupten wollten, so haben ihre Gelehrten wie selbstverständlich gepredigt, daß eine zunehmende Bevölkerung ein großer Segen für sie sei, da sie ihnen mehr Hände zum Bestellen des Ackers und mehr

---

[1]) Vgl. Bd. I dieser Sammlung: Henderson: Angebot und Nachfrage, herausgegeben von Dr. M. Palyi, S. 128. Berlin: Julius Springer 1924.

Soldaten zur Verteidigung des Landes lieferte. War dagegen ein Gemeinwesen auf ein festbegrenztes und noch dazu dichtbevölkertes Gebiet angewiesen, dann kam ein Hellsichtiger, der darauf aufmerksam machte, daß die Subsistenzmittel begrenzt seien, und daß eine weitere Vermehrung der Bevölkerung unweigerlich Hunger und Elend herbeiführen müsse, es sei denn, daß ein Teil in andere Länder abgeschoben werden kann. Beide Lehren waren vollkommen richtig in ihrer Anwendung auf die besonderen Lebensumstände derjenigen Menschen, an die sie gerichtet waren; aber sie wurden häufig als allgemeine Theorien formuliert, als ob sie notwendig für alle Völker und zu allen Zeiten gelten müßten, was sicherlich nicht der Fall ist. Selbst T. R. Malthus, dessen Versuch über das Bevölkerungsgesetz, zuerst 1798 veröffentlicht, noch immer als die klassische Darstellung dieses Gegenstandes das Feld behauptet, verdankte seinen ersten Ruhm zum guten Teil den besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen Großbritanniens zu Beginn des 19. Jahrhunderts und mußte sich ein teilweises Vergessenwerden infolge von Veränderungen gefallen lassen, die sein Hauptargument keineswegs entkräftigten.

2. *Griechische und römische Bevölkerungstheorien.* Die alten Griechen gingen naturgemäß vom Gesichtspunkt des idealen Stadtstaates aus an das Bevölkerungsproblem heran. Sie suchten sich zuallererst Klarheit zu verschaffen über die Zahl von Bürgern, die die vollkommenste politische und soziale Einheit schaffen würde; sodann gingen sie daran, die Bevölkerung auf dem gewünschten Stand zu erhalten und sie zu hindern, darüber hinaus zu wachsen. Sie zogen die Qualität so gut wie die Quantität der Bürger in Betracht und bemühten sich, die Untauglichen aus ihrer Gemeinschaft auszustoßen. In Sparta scheint man geringe Furcht vor Übervölkerung gehegt zu haben, ausgenommen betreffs der Sklaven, deren Zahl durch Mittel wie Kindertötung in Schranken gehalten wurde. Häufige Kriege forderten ihren Zoll an jungen Bürgern und schufen ein dringendes Bedürfnis nach mehr Menschen. Daher zielte dort die staatliche Regulierung des Heiratens und der Fortpflanzung

in der Hauptsache auf eine hohe Geburtenrate gesunder Kinder. Man erwartete von jedem Spartaner, daß er zum Wohle des Staates heiratet. Junggesellen waren sowohl sozial deklassiert als auch rechtlich und politisch benachteiligt. Die Eheschließungen wurden unter dem Gesichtspunkt der Erzeugung körperlich und geistig gesunder Kinder beaufsichtigt, und Väter von drei oder mehr Söhnen erhielten öffentlich Belohnung.

In Athen war die Regulierung der Eheschließungen weniger rigoros als in Sparta. Es gab auch dort Gesetze gegen Ehelosigkeit; aber in Friedenszeiten wurden sie nicht zur Geltung gebracht, und spätes Heiraten galt als erwünscht. Auswanderung war in Athen das Heilmittel gegen Übervölkerung, aber auch Kindertötung war eine anerkannte Sitte. Malthus bemerkt, daß „Solon, als er das Aussetzen von Kindern erlaubte, wahrscheinlich nur einen schon vorher herrschenden Gebrauch gesetzlich sanktionierte", und fügt die für ihn charakteristische Bemerkung hinzu:

„Mit dieser Erlaubnis bezweckte er zweifellos zweierlei Wirkungen. Erstens, was am meisten in die Augen springt, ein solches Übermaß an Bevölkerung zu verhindern, das allgemeine Armut und Unzufriedenheit verursacht hätte; und zweitens, die Bevölkerung auf dem Stand zu halten, den das Land ernähren konnte, und zwar dadurch, daß der Schrecken einer zu zahlreichen Familie und folglich das Haupthindernis des Heiratens beseitigt wurde."

Außer diesen beiden Motiven neigten die Griechen zu einer wohlwollenden Beurteilung der Kindertötung als einer rassenhygienischen Maßnahme; denn schwache oder mißgestaltete Kinder wurden in Sparta auf staatlichen Befehl ausgesetzt, eine Praxis, die sowohl Plato als auch Aristoteles billigten.

Malthus hat es richtig erkannt, daß bei primitiven Völkern die Kindertötung häufig als ein Mittel angewandt wird, um die Bevölkerung innerhalb der durch die Subsistenzmittel gezogenen Grenzen zu halten. In Polynesien z. B. war diese Sitte allgemein verbreitet, da die Inseln klein sind, mag auch das Klima für die Produktion von Nahrungs-

mitteln günstig sein. Auf den Hawai-Inseln werden alle nach dem dritten oder vierten noch hinzugeborenen Kinder erdrosselt oder lebendig begraben. In Tahiti hatten die Väter das Recht (und gebrauchten es), ihre neugeborenen Kinder zu erwürgen. Die Aerois[1]) auf den Gesellschaftsinseln verpflichteten ihre weiblichen Stammesangehörigen durch Eid zur Kindertötung. Obgleich die Ermordung von Kindern bei wilden Völkerstämmen häufig durch die Religion sanktioniert wird, scheinen diese oder andere die Bevölkerungszunahme eindämmenden Maßnahmen im allgemeinen unter den Völkern tatsächlich herrschend gewesen zu sein, die Grund zu der Befürchtung hatten, daß ihr Nahrungsvorrat für ihren Unterhalt nicht ausreichen würde, und in manchen Ländern werden Kinder nur in Zeiten der Nahrungsmittelknappheit getötet. Man ist folglich berechtigt zu der Annahme, daß die Furcht vor Übervölkerung mit dazu beitrug, jene Sitte bei den alten Griechen einzuführen.

Die Sitte des Kindertötens herrschte auch bei den Römern; aber wahrscheinlich ist sie dort praktisch nicht durch die Gesetzgeber gefördert worden. Als Eroberervolk hatten sie stets mit Mangel an Soldaten und an Ansiedlern zu kämpfen. Ihre Gesetzgebung in bezug auf Ehe und Familie war daher auf eine Zunahme der Bevölkerung gerichtet. Wie in Sparta wurden Familienväter belohnt und Junggesellen mit Strafen belegt. Plutarch erzählt von Camillus, er hätte, „als durch die Kriege viele Frauen Witwen geworden waren, die unverheirateten Männer teils durch Überredung, teils durch Bedrohung mit Geldstrafen, gezwungen, jene Witwen zu heiraten“. In den ersten Zeiten des Kaiserreichs scheint das Bevölkerungsproblem viel Sorge bereitet zu haben. Augustus half sich mit eingehenden gesetzgeberischen Maßnahmen. Er verfügte, daß Männer und Frauen verheiratet sein und Kinder haben müssen, bevor die Männer fünfundzwanzig und die Frauen zwanzig Jahre alt sind. Diejenigen,

[1]) [Aeroi (Ehri): hauptsächlich unter den höheren Klassen (z. B. auf Tahiti) bestehende Gesellschaften, deren Grundsatz außerehelicher Verkehr und Kindermord war. Vgl. Ratzel, Völkerkunde I², Leipzig 1894, S. 261.]

die diesem Gesetz nicht gehorchten, indem sie unverheiratet blieben, wurden für unfähig erklärt, Erbschaften zu machen oder Erbgeschenke zu erhalten. Diejenigen, die zwar heirateten, aber keine Kinder hatten, durften nur die Hälfte eines ihnen vererbten Vermögens erhalten und ihrer Witwe nur ein Zehntel des eigenen Vermögens vermachen. Andererseits wurden fruchtbare Eltern durch Auszeichnungen und Vorrechte belohnt.

Der Zweck dieser Gesetzgebung scheint indessen mehr die Erhaltung der Patrizierfamilien gewesen zu sein als die Vermehrung der Gesamtbevölkerung. Wenn das die Absicht war, so wurde sie vereitelt durch den Luxus und die Lasterhaftigkeit, die im Rom der Kaiserzeit unter den oberen Klassen herrschten.

3. Der Einfluß des frühen Christentums. Die Ethik der ersten Christen war ihrem Wesen nach eine Reaktion gegen die Sittenlosigkeit des alten Rom, und da sie auf die Tugenden der Keuschheit und Jungfräulichkeit Gewicht legte, behandelte sie die Ehe als einen minderwertigen Zustand, der geduldet, aber nicht gefördert werden dürfe. Es gab wohl geringe Differenzen zwischen den verschiedenen Sekten und Predigern über die Frage, wieweit die Ehe von der Vollkommenheit entfernt sei, alle waren aber darin einig, die Ehe als eine Konzession an die menschliche Schwäche anzusehen. Politische und ökonomische Überlegungen wurden von den Kirchenvätern völlig vernachlässigt; einige wünschten gar nicht die Fortdauer des Menschengeschlechts auf Erden. So sagt Methodius in seiner Schrift „Über die Keuschheit“:

„Denn die Erde, noch nicht mit Menschen angefüllt, war wie ein Kind, und es war notwendig, daß sie erst bevölkert wurde und so zur Mannbarkeit erwuchs. Aber als sie dann von einem Ende bis zum andern besiedelt war, da das Menschengeschlecht sich grenzenlos ausbreitete, erlaubte Gott den Menschen nicht mehr, auf demselben Wege stehenzubleiben, sie sollten vielmehr daran denken, einen Punkt weiter vorwärts und näher zum Himmel zu gelangen, bis sie die größte und erhabenste Vorschrift der Keuschheit

befolgt und damit die Vollkommenheit erreicht haben; zuerst sollten sie das Heiraten unter Brüdern und Schwestern lassen und Frauen aus anderen Familien heiraten; dann sollten sie nicht Vielweiberei treiben, als ob sie wie wilde Tiere nur zur Fortpflanzung der Art geboren wären; dann sollten sie keine Ehebrecher sein; und schließlich sollten sie zur Enthaltsamkeit übergehen und von der Enthaltsamkeit zur Keuschheit, um dann, wenn sie sich selbst so weit erzogen hatten, das Fleisch zu verachten, ohne Angst in den friedlichen Hafen der Unsterblichkeit einfahren."

Die Wirkung frühchristlicher Ansichten über Ehe und Fortpflanzung auf die kaiserliche Politik wird durch den Kirchenhistoriker des fünften Jahrhunderts, Sozomen, gezeigt, der erzählt, daß der Kaiser (Konstantin):

„da er es für töricht hielt, für die Vermehrung des Menschengeschlechtes durch menschliche Fürsorge und Eifer sorgen zu wollen (da die Natur stets dem Befehl folgend, den sie von oben bekommt, eine Zunahme oder Abnahme eintreten läßt), darum also erließ er ein Gesetz, in dem er anbefahl, daß die Unverheirateten und Kinderlosen dieselben Vorteile haben sollten wie die Verheirateten. Er ließ sogar besondere Vorrechte denjenigen zuteil werden, die ein Leben voll Enthaltsamkeit und Keuschheit führten."

4. Bevölkerungspolitische Ideen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach diesem kurzen Überblick über die Stellung des Altertums zu den Bevölkerungsproblemen müssen wir nun zu dem modernen Europa übergehen, um wenigstens einen flüchtigen Blick auf die Ansichten derjenigen Schriftsteller zu werfen, die Malthus in der Betrachtung dieser Dinge vorangingen.

In der „Utopia" des Thomas Morus [1516] wird es, ebenso wie in den Idealstaaten der alten Griechen, für wichtig erachtet, die Bevölkerungszahl konstant zu halten:

„Damit keine Stadt zu groß oder durch ein Unglück entvölkert wird, ist vorgesorgt, daß keine ihrer (Utopiens) Städte mehr als sechstausend Einwohner außer denen des umliegenden Landes umfaßt. Keine Familie darf weniger oder mehr als sechzehn Kinder haben, aber es kann keine

bestimmte vorgeschriebene Zahl für minderjährige Kinder geben. Die Regel ist trotzdem leicht einzuhalten, indem man von einem fruchtbaren Ehepaar Kinder nimmt und sie einer anderen Familie gibt, die nicht so viele Kinder hat. Ebenso werden Städte, deren Bevölkerung sich nicht so schnell vergrößert, von anderen, die sich schneller vermehren, mit Menschen versorgt; und wenn die Bevölkerungszunahme sich über die ganze Insel erstreckt, so nehmen sie eine Anzahl ihrer Bürger aus mehreren Städten und senden sie zu einem naheliegenden Festland hinüber, wo ... sie eine Kolonie gründen. ... Auf den Boden wird so viel Sorgfalt verwandt, daß er fruchtbar genug wird, um Lebensmittel für alle zu erzeugen, wenn er auch sonst zu knapp und unfruchtbar wäre."

Wenn der Einfluß Platos oder die eigene Einsicht Thomas Morus dazu führte, ein Übermaß an Bevölkerung als ein Übel anzusehen, so wurde eine solche Denkweise von seinem Zeitgenossen Luther nicht gebilligt, dessen Ansichten über diesen Gegenstand einen tiefen Einfluß auf die protestantische Welt hatten, einen Einfluß, der noch bis heute nachwirkt.

Gott, sagte Luther, hat zur Genüge gezeigt, daß er für uns sorgt, als er Himmel und Erde schuf und alle Tiere und Pflanzen, bevor er den Menschen schuf. So zeigt er uns, daß er für uns immer sorgen will, für genügend Nahrung und Schutz. Wir brauchen nur zu arbeiten und dürfen nicht untätig bleiben; wir werden gewiß mit Kleidung und Nahrung versorgt ... Aus alledem folgern wir, daß, wer sich immer ungeeignet findet, um keusch zu bleiben, zur rechten Zeit Vorkehrungen treffen soll, um irgend Arbeit zu bekommen, und mag dann in Gottes Namen in die Ehe treten. Ein Jüngling soll nicht später als in seinem zwanzigsten Lebensjahr heiraten und eine Maid, wenn sie zwischen fünfzehn und achtzehn Jahre alt ist. Dann sollen sie aufrechten Sinnes bleiben und fest und Gott sorgen lassen für die Mittel und Wege, damit ihre Kinder ernährt werden.

Diese Verkündung hat das Schicksal gar mancher anderen berühmten Kundgebung geteilt. Sie ist ihrer näher erläuternden Sätze entblößt und als Ersatz für den gesunden Menschenverstand mißbraucht worden. Wie viele unbekümmerte Eltern haben gerufen: „Laßt Gott sorgen!", ohne

erst so vorsichtig zu sein, „beizeiten vorzusorgen", oder gar daran zu denken, „aufrechten Sinnes und fest zu bleiben".

Für englische Schriftsteller zu Anfang des 17. Jahrhunderts, von bitterer Not und Armut rings umgeben, war die Übervölkerung eine handgreifliche Tatsache und mächtige Ursache internationaler Kriege. So schreibt Walter Raleigh [1552—1618] in seinem „Discourse of War in General":

„Wenn ein Land von der Menschenmenge, die in ihm lebt, übermäßig bedeckt ist, so wird es durch eine natürliche Notwendigkeit gezwungen, sich selbst zu entlasten und die Bürde, sei es auf rechtem oder unrechtem Wege, auf andere abzuwälzen, denn es gibt (abgesehen von der Gefahr der Pest, die in Massen Zusammenlebende häufig heimsucht) kein Elend, das die Menschen so heftig zu verzweifelten und todesverachtenden Handlungen antreibt, wie die Qualen und Drohungen einer Hungersnot. Daher kann der Krieg, der auf eine allgemeine nicht zu beseitigende Notwendigkeit begründet ist, als eine allgemeine, unvermeidliche und notwendige Einrichtung angesehen werden."

An einer anderen Stelle schrieb er, die Erde wäre nicht nur angefüllt, sondern überfüllt von menschlichen Wesen, wenn nicht Hunger, Pest, Verbrechen und Krieg sowie Enthaltsamkeit und künstliche Unfruchtbarkeit dem entgegenwirkten.

Baco und andere Schriftsteller dieser Zeit sprechen ebenfalls die Ansicht aus, daß Kriege durch den Druck der Bevölkerung auf die Unterhaltsmittel verursacht seien.

Im nächstfolgenden großen Abschnitt der Wirtschaftsgeschichte sehen wir indessen fast jeden Schriftsteller, der über diesen Gegenstand schreibt, bei den Vorteilen großer und wachsender Bevölkerungszahl verweilen. Das Wachsen der großen Staaten, ihre zunehmende Macht und ihr Machthunger, die Entwicklung der Industrie und des Verkehrs, die die Erhaltung einer größeren Bevölkerung ermöglichten, sowie die ununterbrochenen Kriege, die dauernd eine Vernichtung von Sachgütern und Menschenleben bedeuteten, alle diese Momente führten zum Wiederaufleben der römischen

Ansicht, daß Ehe und Fortpflanzung Pflichten seien, die der Bürger dem Staate schuldet. Für diesen Standpunkt sprach nachdrücklich die Tatsache, daß der Dreißigjährige Krieg, in den zu Anfang des 17. Jahrhunderts tatsächlich ganz Europa verwickelt worden war, die Bevölkerung in einem erschreckenden Grade dezimiert hat. In Böhmen sollen von 35 000 Dörfern nur 6000 der Zerstörung entgangen sein; Mähren und Schlesien erging es ähnlich; Bayern, Franken und Schwaben wurden durch Hungersnot und Epidemien verwüstet, während es dem übrigen Deutschland und Österreich wenig besser erging. „Für länger als eine Generation blieb nach Friedensschluß ein volles Drittel des Bodens in Norddeutschland unbebaut. Der Viehbestand verminderte sich in außerordentlichem Maße, und viele einst fruchtbare Strecken Landes sind von Wölfen und anderen wilden Tieren bewohnte Wälder geworden[1])."

Die Bevölkerung des Reiches soll im Laufe dieses Krieges um mindestens zwei Drittel abgenommen haben — von über sechzehn auf weniger als sechs Millionen. In der Unterpfalz blieb nur ein Zehntel und in Württemberg nur ein Sechstel der Bevölkerung am Leben.

Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn C. E. Stangeland — in seiner Arbeit über die deutsche Literatur dieses Gegenstandes — findet, daß „die Ansichten über Bevölkerungsfragen vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts ausnahmslos für die größtmögliche Bevölkerungszunahme gestimmt waren"[2]). So meinte L e i b n i z, daß der Staat die Eheschließungen fördern sollte, weil „die wahre Macht eines Reiches in der Zahl seiner Untertanen besteht. Wo Menschen sind, da ist Kraft und Stärke. Wo die Menschen den größten Fleiß und Arbeitsamkeit entfalten und sparen, da sind alle am glücklichsten; und zu diesem Ziel kann insbesondere das Gewerbe als die nützlichste Beschäftigung

[1]) „Cambridge Modern History", Bd. IV, S. 419.

[2]) „Pre-Malthusian Doctrines of Population", von C. E. S t a n g e l a n d [New York 1904].

angesehen werden.“ Christian Wolff (1679—1754), ein Schüler von Leibniz, dem man nachsagt, einer der ersten gewesen zu sein, die „die Philosophie lehrten, deutsch zu sprechen“, nahm bezüglich der Bevölkerungsfrage einen schroff militaristischen Standpunkt ein. Macht, sagte er, besteht in Geld, in der Armee, die ein Staat zu halten imstande ist, und in der größtmöglichen Beschäftigung; vor allem aber in einem reichen und dicht bevölkerten Staate; aber Reichtum ist, wie er meinte, mehr wert als zahlreiche Untertanen; denn wo genug Geld ist, könne immer ein Heer unterhalten werden, und wenn es nötig ist, können fremde Söldnertruppen gedungen werden, um das Land zu verteidigen. Wo es an Geld fehlt, um damit ein Heer zu halten, dort sei eine große Menge von Menschen von geringem Nutzen.

5. Die Einführung der Bevölkerungsstatistik. Johann Peter Süßmilch (1707—1767), ein Feldprediger Friedrichs des Großen, war der erste Schriftsteller, der aus dem Studium von Bevölkerungsstatistiken (vital statistics), die von verschiedenen englischen und deutschen Verfassern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gesammelt worden waren, ein Gesetz der Bevölkerungsbewegung ableitete. Seine Untersuchungen stimmten ihn optimistisch sowohl bezüglich der Erwünschbarkeit als auch der Möglichkeit der Vermehrung. Verbesserungen in den Produktionsmethoden, besonders der Landwirtschaft, würden, so meinte er, die Nahrungsmittel bedeutend vermehren. Bei intensiverer Bebauung könne der Ertrag des Bodens verhundertfacht werden. Gott regle die Bevölkerung im Einklang mit den Nahrungsmittelvorräten, die er gegeben habe. Es sei die Pflicht der Staatsmänner, das Bevölkerungswachstum zu fördern, weil das der Weg zu Glück, Sicherheit, Macht und Reichtum sei.

Süßmilch fand vier große natürliche Hemmnisse der Bevölkerungsvermehrung:

a) die Pest, die häufig die halbe Bevölkerung nicht nur der Städte, sondern ganzer Provinzen hinwegrafft;

b) der Krieg, „ein wahres Ungeheuer, ein Schandfleck für die Vernunft und die Menschlichkeit und insbesondere

für das Christentum", der dem Staate viele seiner besten Bürger raubt und auch die Unterhaltsmittel vermindert;

c) Hungersnot;

d) Erdbeben und Überschwemmung.

Dieser bemerkenswerte Beitrag zu einer richtigen Bevölkerungstheorie wurde durch die „Political Arithmetic" von Graunt (1620—1674) und Petty (1623—1687) ermöglicht, die zuerst den Versuch machten, Geburts-, Todes- und Ehestatistiken in der Stadt London zu sammeln. Gregory King, der Lancaster Herald, den Macaulay als „einen politischen Mathematiker (political arithmetician) von großer Schärfe und Urteilskraft" nennt, führte diese Arbeit einen Schritt weiter, als er 1696 seine „Natural and Political Observations and Conclusions upon the State and Condition of England" zusammenstellte. Aus Berechnungen hauptsächlich auf Grund der Zahl der Häuser, die 1690 von den Beamten, die die letzte Einziehung der Herdsteuer (hearth money)[1]) besorgten, erfaßt wurden, kam er zu dem Schluß, daß die Bevölkerung von England fast fünf und eine halbe Millionen betrug, eine Schätzung, die späterhin durch hiervon unabhängige Quellen bestätigt worden ist. Aus dieser Ziffer und aus den Auskünften, die er über das Verhältnis von Geburts- und Todesfällen sammelte, leitete King die folgenden geistreichen Schlüsse ab, die wert sind, hier wiedergegeben zu werden wegen des Interessanten, das sie aufweisen, und auch als ein Beispiel für die Fallen der politischen Arithmetik:

„Im Jahre 1260, also etwa 200 Jahre nach der normannischen Eroberung, hatte das Königreich 2750000 Einwohner, d. h. die Hälfte der heutigen Zahl; so daß das englische Volk sich in den letztvergangenen ca. 435 Jahren verdoppelt hat;

„Wahrscheinlich wird die nächste Verdoppelung des englischen Volkes in etwa 600 Jahren eintreten, also im Jahre des Herrn 2300; zu dieser Zeit wird das Land 11 Millionen Einwohner haben; aber

[1]) [Hearth money = eine in England schon von angelsächsischen Zeiten her bekannte Steuer, die nach der Restauration (1662) wieder eingeführt wurde; infolge ihrer Schwere für die ärmeren Klassen (2 Schilling pro Herd) und der lästigen Besuche der Beamten sehr unpopulär geworden, wurde sie 1689 aufgehoben. Vgl. W. Lota, Finanzwissenschaft, Tübingen 1917, S. 314.]

danach wird die nächste Verdoppelung (aller Wahrscheinlichkeit nach) erst nach weiteren 1200 oder 1300 Jahren erfolgen, also im Jahre des Herrn 3500 oder 3600; dann wird das Königreich 22 Millionen Bewohner zählen, d. h. viermal soviel wie jetzt, vorausgesetzt, daß die Welt so lange bestehen wird;

„Jetzt umfaßt das Land nur 39 Millionen Morgen (acres)[1]), dann werden also auf jeden Kopf weniger als zwei Morgen kommen, und folglich wird eine weitere Volksvermehrung dann nicht mehr möglich sein.

... „Da die Bevölkerung im Lande in den letzten 100 Jahren um 880 000 zugenommen hat und in den nächsten 100 Jahren um 920 000 wachsen wird, so ergibt sich für diesen Zeitraum eine Zunahme von etwa 9000 Seelen jährlich. Wenn nun jährlich etwa 1 von 32, also 170 000 sterben und 1 von 28, also 190 000 geboren werden, wodurch die jährliche Zunahme 20 000 Köpfe betragen würde, so muß noch dazu bemerkt werden,

	jährlich
1. daß ein Abzug für Seuchen und außerordentliche Sterblichkeit hinzukommt, durchschnittlich	4 000
2. für auswärtige oder Bürgerkriege, durchschnittlich . .	3 500
3. das Meer, beständig etwa 40 000 beschäftigend, beschleunigt den Tod von ca.	2 500
4. die Kolonien (über den Zuwachs an Ausländern hinaus) verschlingen	1 000
Zusammen	11 000
So daß die eigentliche jährliche Zunahme nur beträgt	9 000
Zusammen	20 000.“

Wir werden sehen, daß Gregory King, wenn er auch reichlich kühn war in seinen Spekulationen, uns für den Vergleich mit neueren Zeiten manche nützliche Statistik bietet. In einem späteren Kapitel werden wir darauf zurückkommen und wollen nun im letzten Abschnitt dieses Kapitels einen Blick auf die Bevölkerungstheorien des 18. Jahrhunderts werfen und auf die Kontroverse, durch die Malthus 1798 zu seinem Essay veranlaßt wurde.

6. Die Vorläufer von Malthus. Montesquieu bietet einige scharfsinnige Bemerkungen über unseren Gegenstand im 23. Buche des „L'Esprit des Lois“ [1748], aus dem die folgenden Sätze entnommen sind[2]):

---

[1]) Acre = der Morgen Landes = 4840 Quadratyards = 0,405 ha. (D. Übers.)

[2]) [Übersetzt aus dem französischen Original. 23. Buch, Kap. I, X und XVI.]

„Die Weibchen der Tiere sind von nahezu konstanter Fruchtbarkeit; beim Menschengeschlecht aber wird die Fortpflanzung auf tausenderlei Weise gestört, durch die Denkungsart, den Charakter, die Leidenschaften, die Stimmung, die Launen, durch den Wunsch, die eigene Schönheit zu bewahren, durch die Unbequemlichkeit der Schwangerschaft und die Last einer zu zahlreichen Familie.“

Und an einer anderen Stelle:

„Wo immer sich ein Ort findet, an dem zwei Menschen gemütlich zusammen leben können, dort heiraten sie. Die natürliche Neigung treibt dazu, wenn sie nicht durch Nahrungsschwierigkeiten verhindert werden . . .

Die jungen Völker wachsen und vermehren sich ungeheuer. Und zwar deshalb, weil es für sie sehr unpraktisch ist, in Ehelosigkeit zu leben und nicht viele Kinder zu haben; das Gegenteil tritt ein, wenn sich eine Nation gebildet hat.“

Auf die Möglichkeit der Übervölkerung weist Montesquieu an der folgenden Stelle deutlich hin:

„Es gibt Länder, in denen die Natur alles gemacht hat; dem Gesetzgeber bleibt dort nichts zu tun übrig. Wozu die Fortpflanzung durch Gesetze fördern, wenn ein fruchtbares Klima genug Bewohner liefert? Manchmal ist das Klima günstiger als der Boden; das Volk vermehrt sich und wird von Hungersnöten verheert; dies ist der Fall in China. Daher verkaufen dort Väter ihre Töchter und setzen ihre Kinder aus.“

Die Physiokraten, die ihre Aufmerksamkeit auf die Mittel richteten, durch die die äußerste Armut der französischen Bauern gelindert werden könnte, lehnten naturgemäß die „Je-mehr-desto-besser“-Lehre ab, welche die Höflinge ehrgeiziger Monarchen für selbstverständlich hielten. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die französischen Volkswirte allgemein geneigt, die Abhängigkeit der Bevölkerung von der Nahrungsmittelversorgung zu betonen und darauf hinzuweisen, daß jeder gesunden Zunahme der Bevölkerungszahl notwendig Verbesserungen der Produktionsmethoden vorangehen müßten.

Dieser Standpunkt wurde in Italien und Deutschland von verschiedenen Schriftstellern geteilt, scheint aber in England so wenig Eindruck gemacht zu haben, daß er aus Malthus' Feder mit der Wucht des Neuen kam. Amerika war England in dieser Hinsicht voraus, denn Benjamin Franklin, der stark von den Physiokraten beeinflußt war, veröffentlichte

1751 seine kurzen „Observations concerning the Increase of Mankind and the Peopling of Countries", in denen einige grundlegende Gesichtspunkte klar dargelegt wurden. Europa, sagt er, ist fast vollständig bevölkert und könne sich daher nur wenig und langsam vermehren, in Amerika dagegen sei das Land so billig und reichlich, daß ein Arbeiter in kurzer Zeit genug sparen kann, um eine Familie zu erhalten und zu versorgen. Folglich: „Wenn man dort (in Europa) geschätzt hat, daß auf hundert Personen jährlich nur eine Eheschließung fällt, so können wir vielleicht mit zweien rechnen; und wenn in Europa auf eine Ehe vier Geburten fallen (da viele ihrer Ehen spät geschlossen werden), so dürften wir mit acht rechnen, wodurch sich unsere Bevölkerungszahl — wenn die Hälfte davon aufwächst und die Eheschließungen durchschnittlich im Alter von 20 Jahren stattfinden — alle 20 Jahre mindestens verdoppeln muß." „Die Fruchtbarkeit der Pflanzen und Tiere", schreibt er weiter, „wird nur durch ihr gegenseitiges Kämpfen und Drängen um die Unterhaltsmittel eingeschränkt. Gäbe es weiter keine anderen Pflanzen auf der Welt, so könnte sie allmählich von nur einer einzigen Gattung, z. B. von Fenchel, bewachsen werden; und wenn die Erde keine anderen Bewohner hätte, könnte sie in wenigen Generationen von einer einzigen Nation, z. B. von Engländern, erfüllt sein."

Kaum 80 000 Engländer waren nach Amerika gegangen, aber durch natürliche Vermehrung sind sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf mehr als eine Million angewachsen. Wenn sie sich alle 25 Jahre verdoppelten, — Franklin hielt das für eine bescheidene Schätzung der Vermehrungsrate — so gäbe es in einem weiteren Jahrhundert aus dieser Million eine größere Zahl von Engländern in Amerika als im Mutterlande. „Welch ein Machtzuwachs für das Britische Reich zu Wasser sowohl als zu Lande!"

Englische Schriftsteller waren zu dieser Zeit in eine gelehrte Kontroverse über die relative Bevölkerungsdichte in alten und neuen Zeiten verwickelt. Dr. Robert Wallace bestand in einem 1753 veröffentlichten Werk auf eine „höhere Bevölkerungsdichte des Altertums" David Hume

erwiderte ihm [1760] im „Discourse concerning the populousness of Antient Nations" (Abhandlung über die Bevölkerungsdichte der antiken Völker). Wallace entgegnete in einem Anhang zu seinem eigenen Buch, und, wie M'Culloch ausführt, „gelang es ihm zwar, ein paar Irrtümer in Humes Behauptungen nachzuweisen, die in den folgenden Auflagen der Schrift richtiggestellt wurden, er scheiterte aber völlig darin, ihre Grundlagen zu erschüttern oder im Gegensatz zu Hume nachzuweisen, daß Europa im Altertum dichter bevölkert gewesen sei, als in neueren Zeiten".

Andere Schriftsteller beteiligten sich ebenfalls an dieser Diskussion, und obgleich die Streitfrage von rein akademischem Interesse zu sein scheint, hat Malthus sein Bevölkerungsgesetz hauptsächlich auf diese Arbeiten von Hume und Wallace gebaut.

In das Jahr 1776 fällt die Revolutionierung des ökonomischen Denkens durch die Veröffentlichung des „Wealth of Nations". Adam Smith behandelte die Bevölkerungsprobleme nicht systematisch, aber seine Hinweise sind sehr anregend, und zweifellos ist Malthus auch durch ihn inspiriert worden. In dem Kapitel über Arbeitslöhne sagt Smith[1]):

„Nicht die jeweilige Größe des nationalen Wohlstands, sondern sein unausgesetztes Wachsen bringt ein Steigen des Arbeitslohnes hervor ... Das sicherste Zeichen für das Wohlergehen eines Landes ist die Zunahme der Zahl seiner Einwohner. In Großbritannien und den meisten übrigen Ländern Europas verdoppelt sich diese Zahl, wie angenommen wird, erst in 500 Jahren. In den britischen Kolonien in Nordamerika hat, wie man gefunden, diese Verdoppelung innerhalb 20 oder 25 Jahren stattgefunden. Auch ist gegenwärtig diese Zunahme nicht sowohl einer fortwährenden Einfuhr neuer Bewohner als der großen Vermehrung der Gattung zuzuschreiben. Leute, die dort ein hohes Alter erreichen, sollen oft eine Nachkommenschaft von 50 bis 100 Menschen, ja manchmal eine noch größere erleben ...

Die Armut schreckt allerdings von der Heirat ab, aber sie verhindert sie nicht immer. Sie scheint sogar der Vermehrung günstig zu sein. Eine halbverhungerte Hochländerin bringt oft mehr als zwanzig Kinder zur Welt, während eine wohlgenährte feine Lady

---

[1]) [Angeführt nach der Übersetzung des „Reichtums der Nationen" von Dr. Ernst Grünfeld. Jena 1920.]

ebensooft unfähig ist, ein einziges zu gebären, und im allgemeinen nach zwei oder drei erschöpft ist...

Allein die Armut ist, sowenig sie die Vermehrung hemmt höchst ungünstig für die Aufzucht der Kinder. Die zarte Pflanze entfaltet sich, aber in so kaltem Boden und so rauhem Klima welkt und stirbt sie bald. Es ist, wie man mir oft gesagt hat, im schottischen Hochlande nichts Ungewöhnliches, daß eine Mutter, die zwanzig Kinder geboren hat, nicht zwei am Leben behält...

Jede Tiergattung vermehrt sich naturgemäß nach Maßgabe ihrer Nahrungsmittel, und keine Tiergattung kann sich je darüber hinaus vermehren. Aber in einer zivilisierten Gesellschaft kann der Mangel an Nahrungsmitteln nur in den unteren Volksklassen einer weiteren Vermehrung der Gattung Mensch Schranken setzen; und er kann dies nur dadurch, daß er einen großen Teil der Kinder, die ihre Eltern hervorbringen, tötet."

Bei der Erörterung der Grundrente bemerkt Adam Smith:

„Länder sind nicht gemäß der Zahl von Leuten bevölkert, denen ihr Produkt Kleidung und Wohnung verschaffen kann, sondern gemäß der Zahl jener, die es ernähren kann. Ist für Nahrung gesorgt, so fällt es leicht, die nötige Kleidung und Wohnung zu finden. Dagegen mag, obwohl diese vorhanden sein können, es oft schwer sein, Nahrung zu finden...

Aber wenn infolge des Fortschritts und der Kultur des Landes die Arbeit einer Familie Nahrung für zwei versorgen kann, so genügt die Arbeit der halben Gesellschaft, um die ganze mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Die andere Hälfte oder wenigstens ihr größter Teil kann sich nun damit beschäftigen, andere Dinge zu versorgen oder die anderen Bedürfnisse und Launen der Menschen zu befriedigen."

Wenn Hume, Wallace und Adam Smith Malthus das Material lieferten, aus dem er seinen „Essay" entwickelte, so leistete ihm [der als Vorläufer der Anarchisten bekannte] William Godwin den ebenso wichtigen Dienst, ihn zum Schreiben zu veranlassen. Godwin war ein philosophischer Radikaler, dessen großes Werk über Staatslehre „The Inquiry concerning Political Justice, and its Influence on General Virtue and Happiness" einen außerordentlichen Einfluß auf die fortschrittlichen Politiker seiner Zeit ausübte. Die französische Revolution, die Ideen, welche sie hervorgerufen haben, und die Ideen, zu welchen sie wiederum anregte, hatten einen Optimismus wachgerufen, der gänzlich neu war. Ein Glaube an den Fortschritt, an die praktische Möglichkeit, Menschen in Engel und die Welt in ein Paradies

zu verwandeln, breitete sich rasch von Frankreich nach England aus. Diejenigen, die sich den neuen Ideen widersetzten, schienen das eher deshalb zu tun, weil sie sich an alte Vorrechte und Mißbräuche klammerten, als aus ehrlichem Zweifel. Weisheit und Aufgeklärtheit waren augenscheinlich auf seiten der Radikalen. Godwin war ein Schüler von Condorcet und glaubte an die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschen. Der Charakter des Menschen sei, wie er meinte, ein unbeschriebenes Blatt, das durch ihre äußeren Lebensumstände und vor allem durch politische Einrichtungen ausgefüllt werde. Die Regierung sei ein notwendiges Übel, das sich „infolge der kindlichen und ungebildeten Anhänglichkeit der Menge" eingewurzelt hat. Privateigentum an der Arbeit anderer sei ungerecht; das Ziel müsse völlige Gleichheit sein.

Dieser Glaube an die Gleichheit und Vervollkommnungsfähigkeit brachte Godwin, wie schon früher Condorcet, zu der Frage, ob nicht der Druck der Bevölkerung auf die Subsistenzmittel sich als unüberwindliches Hindernis erweisen könnte. Er antwortete darauf schleunigst mit der Hypothese, daß der Geschlechtstrieb eines Tages erlöschen würde, und daß jedenfalls „die Frage zu stellen heißt, Schwierigkeiten sehr weit vorauszusehen. Drei Viertel der bewohnbaren Erde ist jetzt unbestellt. Die schon bestellten Teile sind unermeßlichen Verbesserungen zugänglich. Myriaden von Jahrhunderten einer noch wachsenden Bevölkerung mögen vergehen, und die Erde wird für den Unterhalt ihrer Bewohner immer noch ausreichen."

Diese Übertreibung besiegelte das Schicksal von William Godwin. „Malthus", schrieb ein Zeitgenosse wenige Jahre später, „nahm sich die Mühe, ihn zu widerlegen, und wir hören nichts mehr von Godwin."

Eine Darstellung der Bevölkerungsregulierung in primitiven Gemeinwesen gibt „The Population Problem" von A. M. Carr-Saunders [London 1920].

Frühe Bevölkerungstheorien sind kurz dargestellt worden in dem Buch „Pre-Malthusian Doctrines of Population" von C. E. Stangeland. [Zur Geschichte der Bevölkerungstheorien vgl. Elster im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl. im Erscheinen begriffen.]

Zweites Kapitel.

Malthus.

1. Der „Versuch über das Bevölkerungsgesetz“. Thomas Robert Malthus [1766—1834] war der Sohn eines englischen Landedelmannes, der Rousseaus Freund und Testamentsvollstrecker gewesen ist und fortschrittlichen politischen Ansichten huldigte. Der utopische Kommunismus Godwins erfüllte den älteren Malthus mit der ganzen Begeisterung, die ein wohlwollender Mensch für eine Lehre empfinden kann, die zukünftigen Generationen unbegrenzte Glückseligkeit verspricht, ohne im geringsten seine eigene gegenwärtige Bequemlichkeit zu stören. Der Sohn indessen — obgleich keineswegs ohne Sympathie für die Ideale der französischen Revolution — hatte, wie er sagte, nicht die Fähigkeit, „seinem Verstande zu befehlen, ohne Beweis zu glauben, was er wünschte, oder aber das, was ihm unangenehm war, trotz Beweises abzulehnen“. Dieser Gegensatz der Weltanschauungen zwischen Vater und Sohn führte zu endlosen Disputationen oder vielmehr zur Wiederholung eines niemals endenden Streites in den verschiedensten Formen. Das Erscheinen von William Godwins Buch „The Enquirer“ goß Öl ins Feuer, und der Streit loderte im Jahre 1797 so hell auf, daß der jüngere Malthus die Notwendigkeit empfand, zur Feder zu greifen, um seine Gedanken klarer, als es ihm gesprächsweise möglich war, zum Ausdruck zu bringen. „Aber als er sich tiefer mit dem Gegenstand befaßte, drängten sich ihm Gedankengänge auf, denen er seiner Meinung nach bisher noch nicht begegnet war; und da er glaubte, daß bei einem so allgemein interessierenden Thema wie diesem auch die geringfügigste klärende Stellungnahme aufrichtig begrüßt werden würde, entschloß er sich, seine Gedanken zu publizieren[1].“

Das Ergebnis dieses Entschlusses war: „An Essay on the Principle of Population as it affects the future improvement of society, with remarks on the speculations of Mr. Godwin, Mr. Condorcet and

[1] Malthus: Vorrede zur ersten Auflage des „Essays“.

other writers"[1]), im Jahre 1798 anonym erschienen. Das Buch fand eine glänzende Aufnahme. Binnen fünf Jahren sind mehr als zwanzig Erwiderungen erschienen, und das Problem wurde in Zeitschriften und Parlamentsreden eingehend diskutiert. Pitt ließ sein Amendement zum Armengesetz fallen aus Rücksicht auf die Einwendungen derjenigen, „deren Meinungen zu respektieren er verpflichtet war", wobei er Bentham und Malthus im Auge hatte. In kurzer Zeit fand sich Malthus im Mittelpunkte einer riesigen Kontroverse, und er beschloß, sich mehr in den Gegenstand zu vertiefen, um seinen Standpunkt durch ein reiches Tatsachenmaterial zu stützen, die „aus den besten authentischen Berichten, die wir über die Zustände in anderen Ländern besitzen", stammten. So unterschied sich die zweite, 1803 erschienene Auflage der Schrift in vieler Hinsicht von der ersten. Sein Standpunkt blieb im wesentlichen unverändert, ausgenommen in einem Punkte, auf den wir noch zurückkommen werden, aber die Form ist eine ganz andere geworden. Die erste, 1798 erschienene Auflage war eine Kraftleistung, voll schlagender Metaphern und origineller Gedanken; die spätere war eine wissenschaftliche Abhandlung, viermal so lang, viel langweiliger und „eine der zermalmendsten Antworten, die ein geduldig und unter harten Mühen forschender Wissenschaftler jemals auf die undurchdachten Behauptungen seiner Gegner gegeben hat"[2]). Der Kern der Sache findet sich in den beiden ersten Kapiteln des „Essay", die jeder lesen sollte.

2. *Der Gedankengang von Malthus* läßt sich wie folgt zusammenfassen[3]): „Die Natur hat im Tier- und Pflanzen-

[1]) „Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz, insofern es den künftigen Fortschritt der Gesellschaft beeinflußt, mit Bemerkungen über die Gedanken von Godwin, Condorcet und anderer Schriftsteller."

[2]) Marshall: The Economics of Industry 1879, S. 30.

[3]) [Für diese und die folgenden Zitate aus Malthus ist die Übersetzung von F. Stöpel, zweite von Robert Prager verbesserte Auflage, Berlin 1900, zugrunde gelegt worden; jedoch mit tunlichster Abänderung der zahlreichen Mängel, die diese Übersetzung aufweist. Auch die Übersetzung von Valentine Dorn in der „Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister" (herausgegeben von Waentig) ist nachträglich zum Vergleich herangezogen worden.]

reich die Samenkörner des Lebens mit sehr verschwenderischer und freigebiger Hand ausgestreut; aber sie war verhältnismäßig sparsam mit dem Raum und der notwendigen Nahrung, um sie zu erhalten... Pflanzen und Tiere müssen sich diesem großen einschränkenden Gesetze beugen; und auch der Mensch kann ihm durch keine Anstrengung der Vernunft entgehen." Mithin hat die Bevölkerung beständig die Tendenz, sich über die Subsistenzmittel hinaus zu vermehren. Wäre der Nahrungsmittelvorrat unbegrenzt, so würde sich die Zahl der menschlichen Wesen in weniger als 25 Jahren verdoppeln (wie die Bevölkerung von Nordamerika es, abgesehen von der Einwanderung, anderthalb Jahrhunderte hindurch tatsächlich getan hat), und sie würde sich weiter viermal in jedem Jahrhundert verdoppeln, oder mit anderen Worten, sich in geometrischer Progression vermehren. Dagegen könnte der Gütererertrag Englands in den nächsten 25 Jahren kaum verdoppelt und in 50 Jahren sicherlich nicht vervierfacht werden. „Nehmen wir an, daß die jährliche Zunahme, die zu der früheren Produktion hinzutreten könnte, anstatt abzunehmen, wie sie es sicherlich tun würde, dieselbe bliebe; ferner, daß die Produktion dieser Insel alle 25 Jahre um eine der gegenwärtigen Produktion gleiche Quantität vermehrt werden könnte. Der schwärmerischste Rechner kann keine größere Zunahme als diese annehmen. In wenigen Jahrhunderten würde sie jeden Morgen Landes auf der Insel in einen Garten verwandeln." Es ist also klar, daß „die Unterhaltsmittel... sich unmöglich schneller als in arithmetischer Progression vermehren können....

„Die notwendigen Wirkungen dieser verschiedenen Zunahmeraten sind, einander gegenübergestellt, sehr schlagend...". Wenn man die Erde als Ganzes nimmt und natürlich die Auswanderung ausschaltet, „so würde sich die menschliche Gattung wie die Ziffern 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256 vermehren, die Subsistenzmittel dagegen wie 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. In zwei Jahrhunderten würde sich die Bevölkerung zu den Nahrungsmitteln verhalten wie 256 zu 9, in drei Jahrhunderten wie 4096 zu 13, und in zwei-

tausend Jahren würde die Differenz nahezu unberechenbar sein.

„Dabei wird vorausgesetzt, daß die Produktion der Erde keinerlei Schranken unterworfen ist. Sie kann in Ewigkeit zunehmen und größer sein als irgendeine ausdrückbare Menge; da jedoch die Vermehrungsfähigkeit stets soviel stärker ist, kann das Wachstum des Menschengeschlechts nur durch die beständige Wirksamkeit des harten Gesetzes der Notwendigkeit, das die größere Kraft hemmt, auf dem Niveau der Subsistenzmittel gehalten werden.

„Das letzte Hemmnis der Volksvermehrung scheint somit ein Mangel an Nahrungsmitteln zu sein, der angesichts der verschiedenen Wachstumsraten der Bevölkerung und der Nahrungsmittel unvermeidlich ist. Dieses letzte ist jedoch niemals das unmittelbare Hemmnis, außer in Fällen tatsächlicher Hungersnot.

„Das unmittelbare Hemmnis besteht in allen jenen Gewohnheiten, all jenen Krankheiten, welche durch einen Mangel an Subsistenzmitteln verursacht sind, und außerdem in all den Ursachen moralischer oder physischer Art, die den menschlichen Körper frühzeitig zu schwächen und zu zerstören drohen.

„Diese Hemmnisse der Volksvermehrung, die mit mehr oder weniger Kraft in jeder Gesellschaft beständig wirksam sind, . . . können allgemein unter zwei Hauptpunkten klassifiziert werden — die vorbeugenden und die positiven Hemmnisse.

„Das vorbeugende Hemmnis, soweit es freiwillig ist, ist dem Menschen eigentümlich.“ Im Gegensatz zu Pflanzen und Tieren ist der Mensch imstande, sich, bevor er Nachkommen in die Welt setzt, zu überlegen, ob er in der Lage sein wird, sie zu ernähren. „In einem Zustande der Gleichheit, wenn es je einen solchen geben kann, wäre dies eine einfache Frage. Bei dem jetzigen Gesellschaftszustand steigen andere Erwägungen auf. Wird er seine Stellung im Leben nicht senken und gezwungen sein, auf seine bisherigen Gewohnheiten zu gutem Teil zu verzichten? . . . Wird er sich nicht jedenfalls größeren Schwierigkeiten und

härterer Arbeit aussetzen, als wenn er ledig bleibt? Wird es ihm nicht unmöglich sein, seinen Kindern dieselben Vorteile in Erziehung und Unterricht zuteil werden zu lassen, die er selbst genossen hat?" Kann er nicht sogar in Armut geraten und „der kargen Hand der Wohltätigkeit zur Unterstützung anheimfallen?

„Diese Erwägungen sind geeignet, eine große Zahl von Personen aller zivilisierten Völker zu hindern, und sie hindern sie wirklich, dem natürlichen Trieb zu folgen und sich früh an eine Frau anzuschließen. Wenn dieser Zwang keine Laster erzeugt, so ist er unzweifelhaft das geringste Übel, das aus dem Bevölkerungsgesetz erwachsen kann .... Bringt er Laster hervor, so sind die daraus folgenden Übel nur allzu sichtbar ....

„Die positiven Hemmnisse der Volksvermehrung umfassen ... alle ungesunden Beschäftigungen, harte Arbeit und Unbill des Wetters, äußerste Armut, schlechte Ernährung der Kinder, große Städte, Exzesse aller Art, das ganze Heer von gewöhnlichen Krankheiten und Epidemien, Kriegen, Pest und Hungersnot ..."

Diese Hemmnisse der Volksvermehrung, die präventiven wie die positiven, sind „sämtlich in moralischen Zwang, Laster und Elend auflösbar". (Die Hinzufügung des „moralischen Zwanges" zu den beiden anderen Faktoren „Laster" und „Elend" war die eine bedeutsame Veränderung in der Argumentation des Essays in der Umwandlung zu der dickleibigen zweiten Auflage. Dadurch wurde das „Bevölkerungsgesetz" aus einem unerbittlichen Dekret niemals endenden Elends für das Menschengeschlecht zu einer Gefahr, die man durchaus vermeiden kann, wenn man volles Verständnis beweist für die Verantwortlichkeit für die eigenen Handlungen.)

„Von den vorbeugenden Hemmnissen kann die Enthaltung von der Ehe, wenn sie nicht von unregelmäßiger Befriedigung begleitet ist, eigentlich moralischer Zwang genannt werden .... Von den positiven Hemmnissen gehört nur das Elend zu denjenigen, die unweigerlich aus Naturgesetzen hervorzugehen scheinen; und diejenigen, die wir

offensichtlich selbst auf uns herabbeschwören, wie Kriege, Exzesse und viele anderen, die wir hätten verhindern können, sind gemischter Natur. Wir haben sie uns durch Laster zugezogen, und ihre Folgen sind Elend . . . .

„Die präventiven und die positiven Hemmnisse müssen sich im umgekehrten Verhältnis geltend machen; d. h. in Ländern, die von Natur ungesund oder aus welchem Grunde immer große Sterblichkeit aufweisen, werden die vorbeugenden Hemmnisse nur geringe Rolle spielen. Im Gegensatz dazu wird in den Ländern, die von Natur aus gesund sind, und wo die vorbeugenden Hemmnisse erheblich überwiegen, das positive Hemmnis sich nur sehr wenig geltend machen, d. h. die Sterblichkeit wird nur sehr gering sein.

„In jedem Lande sind einige dieser Hemmnisse in ständiger Wirksamkeit, jedoch . . . gibt es wenig Staaten, in denen die Bevölkerung nicht dauernd die Tendenz hätte, sich über die Subsistenzmittel hinaus zu vermehren“, was „dazu führt, die unteren Gesellschaftsklassen der Not preiszugeben und jede dauernde große Verbesserung ihrer Lage zu verhindern“.

Zusammengefaßt:

„1. Die Volksvermehrung ist notwendig durch die Unterhaltsmittel begrenzt.

2. Die Bevölkerung wächst beständig, wenn die Subsistenzmittel wachsen, es sei denn, daß sie durch einige sehr mächtige und handgreifliche Hemmnisse daran verhindert wird.

3. Diese Hemmnisse, sowie diejenigen, welche die allzu starke Tendenz zur Bevölkerungsvermehrung unterdrücken und ihre Wirkungen der Menge der Subsistenzmittel anpassen, sind alle in moralische Enthaltsamkeit, Laster und Elend auflösbar.“

„Der erste dieser Sätze“, sagt Malthus, „bedarf kaum der Erläuterung. Der zweite und dritte werden durch eine Übersicht der direkten Hemmnisse der Volksvermehrung in vergangenen und gegenwärtigen Gesellschaftszuständen reichlich erwiesen sein.“

Diese Übersicht nimmt den Rest des ersten und das ganze zweite der vier Bücher ein, in die der Essay eingeteilt

ist. Angesichts der dort dargelegten Tatsachen faßt Malthus sodann sein Hauptargument in der scharf pointierten Frage zusammen: „Wie groß auch immer ursprünglich die Zahl der britischen Auswanderer war, die sich in Nordamerika so schnell vermehrten, so wollen wir uns fragen: Warum bringt nicht in Großbritannien eine gleiche Anzahl in derselben Zeit eine gleiche Zunahme hervor?“ „Offenbar ist der Grund“, antwortet er, „der Mangel an Nahrung; und daß dieser Mangel die drei unmittelbaren Hemmnisse der Bevölkerungsvermehrung, deren Vorherrschen zu allen Zeiten beobachtet wurde, am wirksamsten fördert, geht aus der Schnelligkeit hervor, mit der selbst alte Staaten die Verheerungen von Krieg, Pest, Hungersnot und Naturkatastrophen überwinden.“

„Unter sonst gleichen Umständen“, fügt er einige Seiten weiter hinzu, „kann behauptet werden, daß Länder entsprechend der Menge von Nahrungsmitteln bevölkert sind, die zu produzieren oder zu erwerben sie imstande sind; und sie sind glücklich entsprechend der Freigebigkeit, mit der diese Nahrungsmittel verteilt werden, d. h. entsprechend der Menge, die für die Arbeit eines Tages zu kaufen ist. Getreideländer sind bevölkerter als Weideländer und Reisländer bevölkerter als Getreideländer. Aber ihr Glück hängt nicht davon ab, ob sie dünn oder dicht bevölkert sind, von ihrer Armut oder ihrem Reichtum, ihrer Jugend oder ihrem Alter; sondern von dem Verhältnis, in dem ihre Bevölkerung und ihre Subsistenzmittel zueinander stehen . . .

„Es ist wahrscheinlich, daß die Nahrungsmittel von Großbritannien heute seinen Bewohnern in reichlicheren Anteilen zugemessen sind als vor zwei-, drei- oder viertausend Jahren. Und es ist vorgekommen, daß die armen und dünn bevölkerten Gebiete der schottischen Hochlande mehr an übermäßiger Bevölkerung gelitten haben als die bevölkertsten Teile Europas.“

Dies ist das Bevölkerungsgesetz von Malthus. Hat es die Summe menschlichen Wissens vermehrt? Der Gedanke, daß die Menschen so zahlreich werden könnten, daß die Erde nicht mehr genug Nahrungsmittel zu ihrer Erhaltung hervorbringen würde, war bereits, wie wir im I. Kapitel gesehen haben, den Schriftstellern verschiedener Zeiten vertraut. Er ist auch in der Tat selbstverständlich. „Ich kann gar nicht einsehen,“ sagt Hazlitt[1]), „was bei diesem

[1]) [William Hazlitt (1778—1830), englischer Essayist und Kritiker.]

Gegenstand noch viel zu entdecken ist, wenn man den Stammbaum von Noahs Abkömmlingen gelesen hat und weiß, daß die Erde rund ist.“ Malthus gab zu, daß das Thema bereits angemessene Behandlung gefunden hat, aber er nahm es für sich in Anspruch, den Vergleich zwischen Bevölkerungs- und Nahrungsmittelzunahme schärfer und präziser als andere vorgenommen zu haben. Die Präzision war jedoch mehr scheinbar als wirklich. Wenn er sagte, daß die Bevölkerung, wäre sie ungehemmt, in geometrischer Progression wachsen würde, während die Subsistenzmittel nur in arithmetischer Progression zunehmen können, schien Malthus praktischen Gebrauch von seinen mathematischen Kenntnissen zu machen. (Er war neunter „wrangler“[1]) in Cambridge.) In Wirklichkeit hat er seine Sache schlecht vertreten. „Mit jedem Mund gibt Gott ein Paar Hände“, und wenn, wie Malthus annahm, „sich die ungehemmte menschliche Gattung wie die Ziffern 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256 und die Subsistenzmittel wie die Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 vermehren würden“, so würde daraus folgen, daß das Hinzukommen von 128 Arbeitern in der Zeit der Jahre 2000—2025 einen ebenso großen gesamten Produktivwert haben würde wie das Hinzukommen eines einzigen Arbeiters in der Zeit von 1800—1825. Dies trotz aller Fortschritte der Bodenkultur, die in 175 Jahren stattfinden konnten! Nichts, außer der Berufung auf „die bekannten Eigenschaften des Bodens“, ist in dem Essay zu finden, was die Wahrheit dieser Behauptung begründen oder wenigstens schlüssig zeigen würde, daß die Hände, die normalerweise zu jedem Munde gehören, die Erde nicht zur Hergabe der Subsistenzmittel für eine unbegrenzte Bevölkerungsvermehrung zwingen könnten.

3. Das Gesetz des abnehmenden Ertrages. (Law of Diminishing Returns.) Zum Unglück für die Menschheit wird das Malthussche Bevölkerungsgesetz keineswegs entkräftet, wenn man die falsche arithmetische Progression durch genaue Aussagen über die Vermehrung der Nahrungsmittel

---

[1]) [Wrangler: Student in Cambridge, der in der jährlichen höchsten mathematischen Konkurrenzprüfung am besten bestanden hat.]

ersetzt. Turgot hat den wahren Sachverhalt bereits klar ausgesprochen, als Malthus erst zwei Jahre alt war; Malthus selbst zeigte in seinen späteren Schriften, daß er ihn verstanden hatte, und Ricardo und Mill haben daraus das sog. Gesetz des abnehmenden Ertrages abgeleitet.

Das Gesetz ergibt sich aus der ökonomischen Besonderheit des Bodens, von der im ersten Bande dieser Sammlung die Rede war. Im Gegensatz zu dem Angebot an Kapital und an Arbeit ist das Angebot an Boden im allgemeinen fest und unveränderlich. Durch Zunahme der Bevölkerung wird das Angebot an Arbeit vermehrt. Das Angebot an Kapital wächst wahrscheinlich mindestens proportional zu der Bevölkerungszunahme. Das Angebot an Boden bleibt dagegen unveränderlich.

In manchen Geschichtsepochen mag diese Besonderheit des Bodens für die Menschheit unwichtig gewesen sein. Niemand hatte das Bedürfnis, das Angebot an Boden zu vermehren, als noch übergenug für alle vorhanden war. Als „Abraham sehr reich war an Vieh ... Und auch Lot, der mit Abraham zusammen war, Schafe und Herden und Zelte besaß ... Und der Boden es nicht tragen konnte, daß sie beieinander blieben, weil ihre Habe zu groß war, um beisammen zu hausen ...“, da brauchten sie nur in verschiedenen Richtungen auseinanderzugehen, und alles war gut, abgesehen von der Gefahr, daß sie mit anderen Stämmen in Konflikt geraten konnten. In der modernen Welt haben jedoch die Viehzüchter nicht nur mit anderen Viehzüchtern, sondern vielfach auch mit Getreidebauern und sogar auch mit Bauunternehmern und Fabrikbesitzern um den Boden zu konkurrieren. So wächst mit zunehmender Bevölkerung die Nachfrage nach Boden, und da dessen Angebot fest ist, müssen die Menschen auf Mittel und Wege sinnen, um neuen und vermutlich geringeren Boden in Kultur zu nehmen, oder um auf derselben Bodenmenge eine stets wachsende Menge von Produkten zu ernten. Dies kann auf zweierlei Weise geschehen. Erstens, indem bessere Produktionsmethoden erfunden und angewandt werden. Zweitens, indem von den beiden anderen Produktionsfaktoren, Kapital

und Arbeit, größere Mengen zur Produktion herangezogen werden. Die Erfindung besserer Produktionsmethoden ist offenbar ein veränderlicher und unberechenbarer Faktor des Problems; wird jedoch der zweite Weg beschritten, indem bei gegebenem Stand landwirtschaftlicher Kenntnisse und Tüchtigkeit (skill) dem nicht ausdehnungsfähigen Boden ständig wachsende Mengen von Kapital und Arbeit zugeführt werden, so sind gewisse Folgen erfahrungsgemäß bestimmt vorauszusehen.

Bei Turgot heißt es:

„Wenn man einen von Natur aus fruchtbaren, aber völlig unvorbereiteten Boden besät, so würden die Kosten nahezu vollkommen verschwendet sein. Wird der Boden einmal gepflügt, so kann mehr geerntet werden; pflügt man ein zweites- und ein drittesmal, so kann sich die erzeugte Produktenmenge nicht nur verdoppeln und verdreifachen, sondern vervierfachen und verzehnfachen, d. h. also, sie würde verhältnismäßig mehr steigen als die Kosten, und zwar bis zu einem gewissen Punkte, an dem die Produktenmenge im Verhältnis zu den aufgewandten Kosten ein Maximum erreicht. Über diesen Punkt hinaus wird die Produktenmenge zwar noch zunehmen, wenn man die Kosten weiter steigert, aber weniger und weniger und immer weniger, bis schließlich die Fruchtbarkeit des Bodens erschöpft ist und die Kunst nichts mehr helfen kann, so daß eine Erhöhung der Kosten die Produktenmenge nicht mehr vermehren wird[1]).“

Auf Grund dieser Erfahrung, die jeder Landwirt bestätigt, pflegt man zu sagen, daß, wenn nacheinander zusätzliche Mengen (Dosen) von Kapital und Arbeit auf den Boden verwandt werden, so erhält man anfangs von jeder neuen Dose zunehmende Erträge; ist aber ein bestimmter Punkt erreicht, so nehmen die Erträge einer jeden weiteren Zusatzmenge von Kapital und Arbeit ab, es sei denn, daß die Methoden der Bodenbewirtschaftung verbessert worden sind[2]). Nun ist in Ländern alter Kultur in der Tat schon aller Boden wenigstens so gründlich bearbeitet worden, wie notwendig ist, um den oben erwähnten Punkt, bei dem ein Maximum an Erträgen erzielt wird, zu erreichen; mithin trifft es im allgemeinen zu, daß, wenn nicht die Technik der Bodenkultur verbessert wird, jede Vermehrung

[1]) Zitiert nach Cannan: Wealth [London 1914], S. 60.

[2]) [Vgl. über die Formulierung des Ertragsgesetzes Th. Vogelstein im „Archiv f. Sozialwiss.“ Bd. 34, (1912), S. 762ff.]

der zur Bewirtschaftung des Bodens verwendeten Mengen von Kapital und Arbeit verhältnismäßig geringeren Ertrag bringt, als es den Kosten entspricht. Diese Feststellung wird das Gesetz des abnehmenden Ertrages genannt.

Setzen wir nun das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags an die Stelle der arithmetischen Progression von Malthus, so ändert sich an seiner Schlußfolgerung gar nichts. „Es ist vergeblich, zu sagen, daß zu jedem Mund, der durch die Vermehrung der Menschen ins Leben gebracht wird, zwei neue Hände gehören. Die neuen Münder brauchen ebensoviel Nahrung wie die alten, aber die neuen Hände erzeugen nicht soviel[1])." Die Bevölkerungsvermehrung muß weiter den Druck auf die Subsistenzmittel ausüben, wenn sie nicht durch Laster, Elend oder moralische Enthaltsamkeit eingeschränkt wird.

Sehen wir uns das Bevölkerungsgesetz im Lichte des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage an, so müssen wir das besondere Gewicht beachten, das Malthus der ständigen Wirksamkeit derjenigen Hemmungen der Volksvermehrung beimaß, die einem Nahrungsmangel entspringen. Dies war vielleicht sein bester Beitrag zum Verständnis der Faktoren, die das Bevölkerungswachstum hemmen. Hume, Wallace, Condorcet und selbst Godwin hatten über die Gefahr der Übervölkerung geschrieben, aber sie haben sie als eine Gefahr angesehen, die in einer mehr oder weniger entfernten Zukunft drohen könnte. Malthus wies darauf hin, daß die Bevölkerungsvermehrung ständig, zu allen Zeiten und in allen Ländern, durch die Übel gehemmt wird, die aus dem Druck auf die Nahrungsmittel direkt oder indirekt entstehen. Wenn Menschen sich Kinder versagen, weil ihnen die Mittel zur Gründung einer Familie fehlen, oder wenn Kinder infolge von Unterernährung in frühem Alter sterben, so bedeutet das eine Einschränkung der Bevölkerungszahl durch Nahrungsmangel, wenn auch kein Mensch zu verhungern braucht. „Wenn jemand in einem

---

[1]) Mill, J. St.: Principles, I. Buch, XIII. Kap., § 2.

Zimmer eingeschlossen ist," sagt Malthus, „so kann man wohl sagen, daß die Wände des Zimmers Schranken für ihn sind, mag er mit ihnen auch gar nicht in Berührung kommen." Genau so wird die Menschenzahl auf diejenige beschränkt, die die Produktion der Welt jeweils ernähren kann. Hemmen wir unsere Vermehrung nicht freiwillig, so geschieht das durch die mächtigen Hemmnisse, die er aufgezählt hat. Diesen Punkt hat Hazlitt übersehen, als er über „die Stammbäume von Noahs Abkömmlingen" scherzte, und auch ernstere Kritiker der Malthusschen Lehre haben ihn häufig unbeachtet gelassen.

4. Die Bedeutung der Malthusschen Lehre für die Gegenwart. Zu Malthus' Zeiten war jedes Land so gut wie selbstgenügsam und ernährte sich selbst. In England hatte die industrielle Revolution begonnen. Die Umwälzungen in ihrem Gefolge steigerten das Elend und die Unzufriedenheit, die Malthus um sich herum sah. In demselben Jahre, in dem sein Essay veröffentlicht wurde, kam die Spinnmaschine (spinning jenny) in Gebrauch. 1801 wurde der Webstuhl von Cartwright eingeführt. Aber erst 1838 durchquerte der erste Handelsdampfer den Atlantischen Ozean, und nicht früher als um das Jahr 1870 herum führten die neuen Erfindungen und der internationale Handel zu einer die ganze Welt umspannenden Arbeitsteilung. Waren können jetzt aus den entferntesten Teilen der Erde billiger und fast ebenso schnell herangeschafft werden wie zu Malthus' Zeiten von London nach Cornwall. Die Bevölkerung von Großbritannien und Irland belief sich auf 16 Millionen im Jahre 1801 und auf 41,5 Millionen im Jahre 1901. Die britische Gesamtein- und -ausfuhr betrug 1791 37 Millionen £ und im Jahre 1901 870 Millionen £. Das Bevölkerungsproblem, das Malthus beschäftigte, das Problem, eine rasch wachsende Zahl von Engländern aus der Produktion eines gleich groß bleibenden Insellandes zu ernähren, dieses Problem ist zum mindesten für ein Jahrhundert durch eine ungeheure Vermehrung der gewerblichen Produkte und den Austausch derselben gegen Nahrungsmittel und Rohmaterialien aus der Neuen Welt gelöst

worden. In dem Maße, wie die Bevölkerungszahl wuchs, sanken die Nahrungsmittelpreise; es waren mehr Auswanderer da zur Lebensmittelproduktion in Überseeländern, und in Europa wurden mehr Arbeiter in der Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen, Dampfer und Eisenbahnen, mit deren Hilfe die Nahrungsmittel produziert und dem Konsum zugeführt werden konnten, beschäftigt. Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte das Produkt der in der europäischen Industrie beschäftigten Arbeit gegen eine stetig wachsende Nahrungsmenge eingetauscht werden.

Auf den ersten Blick hat es also den Anschein, als könnte die Lehre von Malthus für das 20. Jahrhundert kaum etwas bedeuten. Letzten Endes haben wir es jedoch mit demselben Problem zu tun. Wie kann die Bevölkerung der Welt daran gehindert werden, sich schneller als die Menge der Nahrungsmittel zu vermehren, außer durch die üblen Hemmnisse, die Malthus aufgezählt hat?

Die enorme Bevölkerung Europas produziert nicht annähernd soviel Nahrungsmittel, wie sie konsumiert; sie ist auf die Neue Welt angewiesen. Aber die Neue Welt ist nicht mehr vollständig auf Europa angewiesen in bezug auf die Industrieprodukte. Sie erzeugt sie selbst in wachsenden Mengen.

Die Bevölkerung wächst in den Ländern, die Nahrungsmittel produzieren. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, einer der Hauptlieferanten für den Nahrungsmittelbedarf Europas, konsumieren jetzt mehr als drei Viertel des im eigenen Lande produzierten Weizens. Gewiß kann die Ackerbaufläche der Welt noch beträchtlich ausgedehnt werden; das geschieht jedoch nur unter dem Anreiz steigender Produktenpreise. Das bedeutet, daß man in Zukunft für jede neue in der Industrie verwandte Dose von Kapital und Arbeit aller Wahrscheinlichkeit nach immer weniger landwirtschaftliche Erzeugnisse wird erhalten können.

Mit den Rohstoffen für die europäische Industrie, soweit sie Bodenprodukte sind, liegt die Sache ganz ähnlich wie

bei den Nahrungsmitteln. Die Produktion von Baumwolle z. B. hat mit der Weltnachfrage nicht Schritt gehalten. Seit ungefähr 1900 bedurfte es einer beträchtlichen Preiserhöhung, um das Angebot an Baumwolle der Nachfrage anzupassen, und es ist anzunehmen, daß eine weitere Preiserhöhung erforderlich sein wird, um eine wesentliche Produktionssteigerung hervorzurufen. Hier sehen wir wiederum das Gesetz vom abnehmenden Ertrag am Werk.

Anders verhält es sich mit manchen industriellen Rohstoffen, wie Kohle und Eisen. Diese Mineralien haben den Charakter eines aufgespeicherten Kapitalgutes. Der Ertrag von Minen ist dem Ertrag der schon einige Zeit unter Kultur stehenden Böden darin ähnlich, daß jede zusätzliche Dose von Kapital und Arbeit, die auf den Abbau von Mineralien verwandt wird, einen verhältnismäßig geringeren Ertrag produziert als die letzt vorangegangene Dose, es sei denn, daß die Bergbautechnik neue Fortschritte gemacht hat. Aber das Bergwerksprodukt ist ein Teil eines festen Vorrates. Eine Ader, die ihre Schätze einmal hergegeben hat, kann keine neuen mehr hervorbringen; ein gut bebautes Feld dagegen behält seine Fruchtbarkeit und liefert einen regelmäßig wiederkehrenden Ertrag. Wenn also ein Land wie Großbritannien [oder Deutschland] dank der internationalen Arbeitsteilung Mineralien und die daraus hergestellten Waren gegen Rohprodukte anderer Länder eintauscht, so drängt sich die peinliche Frage auf, ob dieser Prozeß unbegrenzt weitergehen kann. Ein Land, das das Monopol eines absolut unentbehrlichen Minerals besäße, würde sich zweifellos in sehr günstiger Stellung befinden. Geht es mit seinen Naturschätzen haushälterisch um, so kann es der übrigen Welt einen ungeheuren Tribut auferlegen. Aber selbst ein einzigartiges Gut wie Walliser Bunkerkohle muß auf dem Weltmarkt mit anderen Brennmaterialien, z. B. mit Öl, konkurrieren. Es ist nicht unersetzbar.

Vom Standpunkt der Menschheit als Ganzen ist es trostreich zu wissen, daß die Wissenschaft im Begriff steht, andere Mittel, z. B. die Wasserkraft, so zu vervollkommnen, daß sie Ersatz bieten können, wenn die Kohle einmal

erschöpft ist. Man wird nicht gezwungen sein, zu den primitiven Methoden der Handarbeit zurückzukehren. Einzelne Länder jedoch, die dank ihres Mineralreichtums große Industrien auf einen differentiellen Vorteil über andere Nationen aufgebaut haben und dicht bevölkert worden sind, sehen sich vor der Möglichkeit, diesen Vorteil einbüßen zu können und ihren Anteil an dem Nahrungsmittelangebot der Welt in einem Wettrennen erkämpfen zu müssen, in dem sie schwer im Nachteil sind

Das Gesetz des abnehmenden Ertrages äußert sich freilich nicht plötzlich und mit katastrophalen Wirkungen. Die Periode reichlichen Angebots, das von der Erschließung riesiger Rohstoffgebiete herrührt, geht fast unmerklich in eine solche relativer Verknappung über. Wäre die Organisation der europäischen Wirtschaft durch den Krieg nicht zerstört worden, so hätten die Praktiker die im vorigen Abschnitt genannten Tendenzen, die die zukünftige Wohlfahrt der europäischen Bevölkerung bedrohen, noch nicht bemerkt. Verbesserungen der europäischen Produktionsverfassung können die Produktivkraft so steigern, daß ein Steigen der Lebensmittelpreise keine Verminderung des allgemeinen Wohlstandes hervorzurufen braucht. Es ist sogar möglich, daß die Fortschritte der Agrartechnik noch für einige Zeit Schritt halten mit dem Bevölkerungswachstum, und daß die Lebensmittel in der nächsten Zukunft so billig und reichlich sein werden, wie in den letzten fünfzig Jahren. Nichtsdestoweniger ist die Tendenz der Bevölkerung, sich schneller als die Subsistenzmittel zu vermehren, ein mächtiger Faktor im Leben der Völker. Die Zahl der Menschen auf der Welt hat während einer außergewöhnlichen Periode der Wirtschaftsgeschichte sehr zugenommen. Einige der Faktoren, die dieses Wachstum ermöglicht haben, scheinen sich ausgewirkt zu haben; andere beginnen Zeichen der Erschöpfung zu zeigen. Sollte die Bevölkerung weiter die Tendenz haben, „in geometrischer Progression“ zu wachsen, so scheint ein Sinken der allgemeinen Lebenshaltung so gut wie unvermeidlich. Ein Sinken der allgemeinen Lebenshaltung bedeutet jedoch Not, Elend und Leiden für die

Mehrheit der Menschen. Gibt es keine andere Hoffnung? Kehren wir wieder zu Malthus zurück und sehen wir zu, was er uns in dieser Frage lehren kann.

5. *Eine wichtige Entwicklungstendenz.* Angesichts solcher Aussichten mußte Malthus eine pessimistische Meinung über die Zukunft der Menschheit hegen. Die von ihm festgestellten Tatsachen schienen zu zeigen, daß die Bevölkerung in allen Ländern und zu allen Zeiten rasch bis an die Grenze der Subsistenzmittel wuchs, und daß folglich die unteren Klassen stets am Rande bitterster Not lebten. In England hat zu der Zeit, als er schrieb, eine Reihe von Ursachen zusammengewirkt, „um die arbeitenden Klassen in das größte Elend zu bringen, das sie jemals, jedenfalls seitdem es zuverlässige Berichte über die englische Sozialgeschichte gibt, erlitten haben"[1]. Und ihre Seelsorger und Lehrer ermahnten sie immer noch, „fruchtbar zu sein und sich zu vermehren"! Trotzdem war Malthus nicht ohne Hoffnung, daß die Verhältnisse sich bessern könnten:

„Das Ziel derjenigen, die die Lage der unteren Gesellschaftsklassen wirklich zu verbessern wünschen, muß es sein, das relative Verhältnis zwischen den Arbeitslöhnen und den Lebensmittelpreisen so zu heben, daß der Arbeiter einen größeren Anteil an den Notwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens erhält. In dem Bestreben, das Verhältnis der Lebensmittelmengen zu der Konsumentenzahl eines Landes zu bessern, wird unsere Aufmerksamkeit zunächst naturgemäß auf die Steigerung der absoluten Menge der Güter gerichtet sein; finden wir jedoch, daß, so schnell wir dies auch tun, die Vermehrung der Konsumentenzahl mehr als Schritt damit hält, und daß wir mit all unseren Anstrengungen gleich weit dahinter zurückbleiben, so müssen wir zu der Erkenntnis kommen, daß unsere Mühe, wenn auf diese Weise verwandt, niemals Erfolg haben wird. Es hieße ja, den Hasen durch die Schildkröte zu jagen. Wenn wir also finden, daß wir laut Naturgesetzen die Nahrungsmittel der Volksvermehrung nicht anzupassen vermögen, so muß natürlicherweise das nächste sein, zu versuchen, die Volksvermehrung den Nahrungsmitteln anzupassen. Können wir den Hasen überreden, sich schlafen zu legen, so mag die Schildkröte einige Aussicht haben, ihn einzuholen.

„Wir dürfen freilich in unseren Anstrengungen, die Nahrungsmittelmenge zu vermehren, nicht nachlassen, aber wir müssen eine

[1]) Marshall: Handbuch der Volkswirtschaftslehre, Buch IV, Kap. IV, § 2.

andere Bemühung damit verbinden; nämlich die Bevölkerungsmenge, wenn sie jene eingeholt hat, so weit zurückzudämmen, daß das erwünschte Verhältnis erreicht wird; und auf diese Weise die beiden großen Ziele, eine große Bevölkerung und einen Zustand der Gesellschaft, in dem drückende Armut und Abhängigkeit verhältnismäßig wenig bekannt sind, miteinander zu verbinden; zwei Ziele, die durchaus nicht unvereinbar sind[1]."

Es besteht jetzt mehr Grund zu dem Glauben, daß der Hase zum Schlafengehen überredet werden kann, als in der Zeit, als die obige Stelle geschrieben wurde. Malthus weigerte sich standhaft, bloßen Vermutungen nachzugeben:

„Ein Dichter mag davon fabulieren," sagt er, „daß er glaubt, der Mensch werde schließlich ein Strauß werden. Ich kann ihn nicht eigentlich widerlegen. Bevor er es jedoch erwarten kann, einen vernünftigen Menschen zu überzeugen, muß er zeigen, daß die Hälse der Menschen sich allmählich verlängert haben; daß die Lippen härter und vorspringender geworden sind; daß die Beine und Füße sich von Tag zu Tag umwandeln; und daß das Haar im Begriff ist, sich in Stoppeln von Federn zu verwandeln. Bevor die Wahrscheinlichkeit einer so merkwürdigen Verwandlung bewiesen werden kann, ist sicher verlorene Zeit und Beredsamkeit, wenn man sich über das Glück des Menschen in einem solchen Zustand verbreitet ... [2])."

Nun, wir haben heute genügend Beispiele dafür, was Malthus haben wollte, für die Tendenz der Menschen, die Zahl ihrer Kinder planmäßig einzuschränken, um einen bestimmten Stand der materiellen und seelischen Wohlfahrt aufrechtzuerhalten. Es ist nur eine Tendenz bis jetzt, sie ist aber sehr bezeichnend. In Frankreich ist die Bevölkerung stationär. In Großbritannien ist die Geburtenrate während der letzten fünfzig Jahre rasch gesunken, und eine ähnliche Tendenz hat sich in den meisten westlichen Ländern gezeigt. Es ist kein Zweifel, daß diese Veränderung hauptsächlich der sogenannten „Geburtenkontrolle" („birth control") zuzuschreiben ist, der bewußten Begrenzung der Familiengröße. Die farbigen Rassen, Japan vielleicht ausgenommen, haben die Geburtenkontrolle bislang noch nicht angenommen. Ferner lassen sich in den Ländern, wo ihr Einfluß schon bemerkbar ist, gegenwärtig die reicheren Klassen mehr davon leiten als die ärmeren.

---

[1]) Essay, Buch IV, Kap. III. [2]) Essay, erste Auflage, Kap. I.

So kann man sagen, daß dieses neue Hemmnis der Volksvermehrung am verkehrten Ende beginnt und die Familien derjenigen einschränkt, die es sich am ehesten leisten könnten, sich zu vermehren. Die Bedeutung dieses Gesichtspunktes wird in einem späteren Kapitel erörtert werden. Hier wollen wir auf diese neue Entwicklungstendenz hingewiesen haben, die die Bevölkerungszahl veränderten Umständen anzupassen vermag, ohne sie den bitteren Nöten der Entbehrung auszusetzen.

Drittes Kapitel.

Bevölkerungstheorien unter wechselnden wirtschaftlichen Umständen.

1. Warum Malthus viele Anhänger fand. Sehr wenigen Büchern wird die Ehre zuteil, gleich nach ihrem Erscheinen so gründlich diskutiert zu werden, wie es mit dem Essay von Malthus geschah. Torys wie Southey wetteiferten mit Radikalen wie Godwin und Hazlitt und Revolutionären wie Cobbett, in der Heftigkeit ihrer Angriffe auf das Buch und seinen Verfasser. Die Kritiker behaupteten in einem Atem, daß die Lehre eine Selbstverständlichkeit sei, daß sie nicht wahr wäre, und daß Malthus sie nicht entdeckt habe. Die Opposition der [konservativen] Torys ruhte auf dem Gefühl, daß die Weltordnung der Vorsehung kritisiert sei. Umgekehrt führte der Freidenker Godwin Bibelstellen gegen den „Pfaffen Malthus“ („parson Malthus“) an, und es war Cobbett, der diesen Namen für ihn erfand.

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser Angriffe wurde der Essay von den Whigs (Liberalen) und Utilitariern sehr günstig aufgenommen. Pitt war, wie wir gesehen haben, stark von ihm beeindruckt. Paley war ein Proselyt von Bedeutung; Senior, Ricardo und Whitbread unterstützten sämtlich Malthus. Ebenso James Mill, von dem Leslie Stephen sagt, daß „er schließlich Vater von neun Kindern wurde, ein Versehen, für das ihn sein ältester Sohn zu entschuldigen trachtet“. Im ganzen kann man sagen, daß das

Bevölkerungsgesetz zu Lebzeiten seines Urhebers die Zustimmung der meisten vernünftigen Leute fand, dazu auch die Unterstützung vermögender Personen, die froh waren, die ganze Verantwortung für die Armut auf die Armen abwälzen zu können, und denen es sehr gut paßte, daß nichts für diese Armen getan werden könne, solange sie so unvorsichtig sind zu heiraten und Kinder zu erzeugen.

Wie ist es aber dann zu erklären, daß diese Lehre, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts solches Aufsehen erregte, allmählich aus dem Gedächtnis der Menschen verschwand und ohne ersetzt oder widerlegt worden zu sein, hundert Jahre später beinahe vergessen war? Die Antwort bietet die wirtschaftliche Entwicklung dieser Periode.

Wir haben im ersten Kapitel gesehen, daß Bevölkerungstheorien, nicht nur die Vorurteile der Ungebildeten, sondern auch die wohl erwogenen Meinungen der Philosophen und Staatsmänner, im allgemeinen mit den zeitlichen Umständen der Länder, in denen die Theoretiker leben, zusammenhängen. Plato und Aristoteles gingen an die Frage vom Standpunkt des Stadtstaates heran und haben dementsprechend eine stationäre Bevölkerung befürwortet; die Römer, mit der Welt zu ihren Füßen, wünschten eine stets wachsende Zahl von Bürgern; die Zeitgenossen der Königin Elisabeth waren angesichts einer ungeheuren Armut und Elends als Ergebnis vieler Ursachen — der Einhegung (enclosing) von Kornland zu Weide, der Auflösung der Klöster, der Münzverschlechterung und des Verfalls der Zünfte — voller Angst vor den Gefahren der Übervölkerung; während die merkantilistischen Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts sämtlich die größtmögliche Anzahl als Mittel der staatlichen Macht predigten; ihr Schlagwort war „Volksvermehrung, Volksvermehrung! Volksvermehrung über alles!“[1]).

Die Beziehung zwischen Bevölkerungstheorien und den Bedingungen, unter denen sie aufgestellt werden, tritt in neueren Kontroversen mindestens ebenso deutlich in

[1]) Townsend, Joseph: Dissertation on the Poor Laws, 1786. („Population, population! Population at all events!“)

Erscheinung wie in früheren. F. S. Nitti[1]), der den Optimismus von Adam Smith dem Pessimismus von Malthus gegenüberstellt, schreibt den Unterschied beider im Urteil über die Zukunft den Ereignissen zu, die in den zwanzig Jahren zwischen der Veröffentlichung des „Wealth of Nations" und dem Erscheinen von Malthus' Essay stattgefunden haben. Damals erlebte England eine Reihe schlechter Ernten, deren Wirkungen durch einen anstrengenden Krieg und den verheerenden Einfluß der industriellen Revolution noch verschlimmert wurden. Der durchschnittliche Weizenpreis betrug 1771—1780: 34/7; 1781—1790: 37/1; 1791—1800: 63/6; 1801—1810: 83/11 und 1811 bis 1820: 87 shilling 6 pence. Obendrein vergrößerten, wie in den schlimmsten Zeiten der Königin Elisabeth, die Einhegung von Gemeindeland [durch die Großgrundbesitzer] und ein verhängnisvolles Armengesetz riesig die Zahl der wirtschaftlich Deklassierten.

Malthus selbst erzählt, daß er sein Buch schrieb, weil er mit seinem Vater einen Streit hatte wegen Godwins Ansichten über die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschen. Die erste Auflage des Essays war in der Tat offenbar bestimmt, die Theorien zu bekämpfen, die während der französischen Revolution so populär geworden sind, die Theorien von den unbegrenzten Möglichkeiten des Menschengeschlechts. Zu der Zeit jedoch, als der Essay seine zweite Auflage erreichte, kam es Malthus mehr darauf an, die Ursachen der Armut und des Elends seiner Landsleute aufzudecken, als eine abstrakte Kontroverse zu führen. Hätte er nicht ein Problem aufgerührt, das alle Denkenden beunruhigte, so wäre der erste anonyme Essay wahrscheinlich unbekannt geblieben und das spätere Werk niemals geschrieben worden. Es ist mithin anzunehmen, daß das Malthussche Bevölkerungsgesetz ausgesprochen wurde, weil England zu Ende des 18. Jahrhunderts (wenigstens in einem engeren Sinne) übervölkert war.

2. Wie sich das Gesetz des abnehmenden Ertrages äußerte. Die Erkenntnis der Tendenz zu sinkenden Erträgen

[1]) Population and the Social System. [Aus dem Italienischen übersetzt.]

ergab sich noch unmittelbarer aus den sozialen und politischen Verhältnissen Englands zu Ende der napoleonischen Kriege. Die hohen Getreidepreise haben [zu Beginn des 19. Jahrhunderts] zu großer Ausdehnung der Anbaufläche und zu verbesserten Produktionsmethoden geführt. Die Kornzölle hatten wahrscheinlich sehr wenig mit den hohen Preisen zu tun, aber Gutsbesitzer und Pächter wünschten natürlich die Fortdauer der hohen Preise und drängten das Parlament, die Einfuhr zu unterbinden. Sowohl das Parlament als auch die Lords setzten Kommissionen ein, die sich zugunsten einer schutzzöllnerischen Politik aussprachen, und in der Auseinandersetzung mit diesen Berichten stellten Edward West[1]), Malthus[2]) und Ricardo die Tendenz zu abnehmenden Erträgen fest und zogen ihre Schlußfolgerungen daraus. Für sie war die Sache vollkommen klar. Sie hatten die Tendenz in Wirksamkeit gesehen.

„Mit jedem Wachstum des Kapitals und der Bevölkerung", schrieb Ricardo, „steigen im allgemeinen die Preise der Nahrungsmittel, da diese schwieriger zu produzieren sind."

„Die Arbeitsteilung und die Anwendung von Maschinen", schrieb Edward West, „machen die industrielle Arbeit in dem Maße produktiver, als die Technik fortschreitet; dieselben Ursachen haben auch die Tendenz, die Arbeit in der Landwirtschaft dem technischen Fortschritt entsprechend produktiver zu gestalten. Aber eine andere Ursache, nämlich die Notwendigkeit, zu schlechteren Böden als den schon in Kultur befindlichen seine Zuflucht nehmen oder denselben Boden mit mehr Kostenaufwand bebauen zu müssen, hat die Tendenz zur Folge, die Arbeit in der Landwirtschaft trotz technischen Fortschritts weniger produktiv werden zu lassen. Und die letzte Ursache bewirkt mehr, als den Erfolg der Maschinen und der Arbeitsteilung bloß zu kompensieren."

Es gibt also zwei entgegengesetzte Tendenzen in der Produktion. Einerseits besteht für jede zusätzliche Mengen-

---

1) [West (1782—1828), englischer Agrarschriftsteller.]

2) Malthus war Schutzzöllner, aber er konnte nicht alle Argumente der Gutsbesitzer für bare Münze nehmen. Einen ausgezeichneten Bericht über die Kontroverse gibt Cannan's Theories of Production and Distribution, Kap. V. [Vgl. H. Levy: Die Not der englischen Landwirte zur Zeit der hohen Getreidezölle, Stuttg. 1902, und L. Brentano: Die Getreidezölle als Mittel gegen die Not der Landwirte, Berl. 1903.]

einheit von Kapital und Arbeit die Tendenz, organisatorische Fortschritte zu fördern und mithin zunehmende Erträge zu liefern. Andererseits weist die Natur die im vorigen Kapitel erörterte Tendenz, abnehmende Erträge zu liefern, auf. Diese beiden Tendenzen zeigten sich in England sehr deutlich während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Um 1815 herum kam der mechanische Webstuhl allgemein in Gebrauch, der die Weber instand setzte, mit den Spinnern Schritt zu halten, deren Spinnrad schon seit einigen Jahren durch Wasserkraft getrieben wurde. 1740 wurden in England rund einundeinehalbe Million Pfund Baumwolle importiert, 1815 nahezu hundert Millionen. 1742 walkte man in Yorkshire ungefähr 100 000 Stück Tuch, 1815 war diese Zahl auf 500 000 gestiegen, und jedes Stück war doppelt so lang wie die früheren. Die Kohlen- und Eisenproduktion und der Verkehr entfalteten sich in ebenso erstaunlicher Weise, während die Bevölkerung im industriellen Norden Englands zwischen 1801 und 1820 um 75% zunahm, zur völligen Rechtfertigung der Malthusschen These.

Gerade die Großartigkeit dieser Entwicklung brachte der Arbeiterschaft Elend und Unzufriedenheit. Die Bevölkerung Englands geriet in Bewegung, und der Prozeß schuf eine „wirtschaftliche Reibung“ (economic friction) sehr peinlicher Art. Die Lebensmittelpreise stiegen in erschreckender Weise, und die Löhne blieben weit dahinter zurück. Die Arbeit der Erwachsenen wurde in den Fabriken und Bergwerken weitgehend durch Kinderarbeit ersetzt; und der Mißbrauch des laissez-faire-Prinzips verschlimmerte die Not und schürte die Erregung.

3. Die Reaktion gegen Malthus und Ricardo. Allmählich erlangte England sein Gleichgewicht wieder, und es machten sich Stimmen hörbar, die meinten, daß nach allem keine Tendenz zu abnehmenden Erträgen vorhanden sei. James Mill, Mc.Culloch und J. S. Mill hielten an der Lehre von Malthus und Ricardo fest, aber Senior, Chalmers und der amerikanische Nationalökonom Carey griffen sie an.

„Jede gegebene Arbeitsmenge“, hieß es bei Carey, „wird jetzt über eine viel größere Menge von Nahrungs-

mitteln verfügen als je zuvor und die Tendenz geht zu einer beständigen Zunahme. . . .“

Diese kühne Behauptung stützte er durch den Vergleich der Produktivität der Landwirtschaft im Jahre 1840 mit den elenden im Jahre 1389 gewonnenen Erträgen, von denen in Edens „History of the Poor“ berichtet wird:

„Es ist gänzlich unmöglich, irgendein Buch über das englische Volk vergangener Zeiten zu lesen, ohne betroffen zu sein von der außerordentlichen Besserung der Lebenshaltung, — davon, wieviel leichter es ist, Nahrung, Kleidung und Wohnung zu erlangen, und von der verbesserten Qualität derselben —, wodurch der gewöhnliche Arbeiter heute befähigt wird, in zahlreichen Luxusdingen zu schwelgen, die in früheren Zeiten selbst Leuten unbekannt waren, die damals für reich gelten konnten.“

Bezüglich der Tatsachen hatte Carey natürlich ganz recht. Die fruchtbaren Böden der Neuen Welt, in der er lebte, befanden sich am Anfang ihrer Bebauung und brachten wachsende Erträge, und das englische Volk fing jetzt an, den Segen jener Entwicklung zu ernten, verbunden mit einigem Anteil an den Früchten seiner eigenen industriellen Entwicklung. Die Tendenz ging damals auf ständiges Wachstum, und manch klügerer Mann als Carey hat diesen außerordentlichen Aufschwung der Weltproduktion als den normalen Erfolg menschlicher Tüchtigkeit angesehen, der immer weiter mit derselben Geschwindigkeit wachsen würde.

Die Umwälzungen im Gefolge der industriellen Revolution riefen eine doppelte Reaktion gegen die Lehren von Malthus und Ricardo hervor. Einerseits gab das Wachstum der Industrie und des Wohlstandes Anlaß zu einem Optimismus, der die Vorstellung, daß die Masse der Menschen immer am Rande des Elends leben müsse, verwarf. Andererseits führte das Elend, das die große Arbeitsumstellung begleitete, zu dem Verlangen nach einer gleichmäßigeren Verteilung des Reichtums, ein Verlangen, das der Lehre der Wirtschaftstheoretiker ebenfalls zu widersprechen schien.

„Die experimentellen Wissenschaften“, schrieb Macaulay im Jahre 1848, „haben die Tendenz zur Vervollkommnung. In jedem menschlichen Wesen herrscht der Wunsch, seine eigene Lage zu verbessern. Diese beiden Prinzipien haben häufig genügt, die Zivilisation rasch vorwärts zu bringen, selbst wenn ihr große öffentliche

Mißstände und schlechte Einrichtungen im Wege standen. Kein gewöhnliches Unglück, keine gewöhnliche schlechte Regierung wird ein Volk so elend machen können, wie der beständige Fortschritt der Naturwissenschaft und die beständigen Anstrengungen jedes Menschen, sich besser zu stellen, dazu beitragen können, ein Volk glücklich zu machen .... Es kann leicht bewiesen werden, daß in England der Nationalreichtum seit wenigstens sechs Jahrhunderten beinahe ununterbrochen zugenommen hat; daß er größer war unter den Tudors als unter den Plantagenets, daß er größer war unter den Stuarts als unter den Tudors, daß er trotz Kriegen, Belagerungen und Konfiskationen größer war zur Zeit der Restauration als in den Tagen, in denen das Lange Parlament tagte; daß er beim Tode Karls II. trotz schlechter Verwaltung, törichter Verschwendung, trotz Staatsbankerotts, zweier kostspieliger und erfolgloser Kriege, trotz Pest und Feuersbrunst größer war als in den Tagen seiner Restauration. Dieser Fortschritt, der viele Menschenalter hindurch gedauert hat, wurde endlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts herum erschreckend rasch und ist während des 19. Jahrhunderts mit beschleunigter Geschwindigkeit weitergegangen. Zum Teil dank der geographischen, zum Teil dank der moralischen Position ist England während mehrerer Generationen von den Übeln verschont geblieben, die anderswo alle Anstrengung gehemmt und die Früchte des Fleißes zerstört haben ... Die Folge ist, daß eine Umwälzung erfolgte, zu der die Geschichte der Alten Welt keine Parallele bietet[1])."

So war die geistige Atmosphäre in England um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die formale Richtigkeit des Ertragsgesetzes wurde nicht schlechthin bestritten, aber eine Tendenz, die beständig von mächtigeren entgegengesetzten Tendenzen überkompensiert wird, schien von geringer Bedeutung zu sein. Die Geschichte der Zivilisation schien zu zeigen, daß sich die Menschheit stets, seit dem Beginn der Arbeitsteilung, über die Tendenzen hinaus, die Malthus und Ricardo betonten, entwickelt. Primitive Wilde werden in ihrer Zahl durch die Subsistenzmittel, die sie in ihrer Reichweite finden, beschränkt; aber sobald die Menschen es gelernt haben, sich miteinander zu verbinden und Werkzeuge zu

---

[1]) History of England, Kap. III. Neun Jahre später fügte Macaulay (ibid., Anm.) hinzu: „Während der Jahre seit Abfassung dieses Kapitels hat England in der wirtschaftlichen Entwicklung weiter rapide Fortschritte gemacht ... Es gibt heute schwerlich einen Distrikt, der nicht bevölkerter, kaum eine Reichtumsquelle, die nicht produktiver wäre als 1848."

schaffen, begannen sie die wilde Natur zu bändigen und zu zwingen, ihnen mehr und mehr Nahrung, Wärme und Obdach herzugeben. Das sei der Unterschied zwischen menschlichen Wesen und wilden Tieren; die ersteren konnten lernen, eine ständig wachsende Macht über ihre Umgebung zu üben, die letzteren können das nicht. Es sei nicht richtig zu behaupten, die Bevölkerung habe sich beständig bis zu den Grenzen der verfügbaren Subsistenzmittel vermehrt. Im Gegenteil, jede Vermehrung der Bevölkerungszahl habe eine mehr als proportionelle Vermehrung des Reichtums mit sich gebracht, so daß die Lebenshaltung sich ständig gehoben hat, und jeder neu hinzukommende Arbeiter fügt dem gemeinsamen Vorrat mehr hinzu, als er ihm entnimmt. Daher bieten die dichtest bevölkerten Länder das größte und mannigfaltigste Angebot an Genußgütern.

So meinten Macaulay und seine Zeitgenossen, daß „die Tendenz jeder experimentellen Wissenschaft zur Vollkommenheit“ und „der Wunsch jedes menschlichen Wesens, seine eigene Lage zu verbessern“, die Zivilisation rasch vorwärts bringen würden, der Tendenz zu abnehmenden Erträgen und anderen Hemmnissen zum Trotz.

4. J. S. Mills Stellung zum Bevölkerungsproblem. John Stuart Mill hielt standhaft an den Grundlehren von Malthus und Ricardo, denen er vollständigere und wissenschaftlichere Form gab, fest. Nach Professor Cannan hat er dies deshalb getan, weil „er sich vom Einfluß der düsteren Theorien niemals ganz befreien konnte . . ., die ihm sein Vater eingetrichtert hat“, und daß, „wenn er es getan hätte, er einen neuen Weg hätte finden müssen, um das Sinken der Profitrate als historische Tatsache zu erklären, ferner hätte er auch die meisten seiner Ansichten in bezug auf die ganze Frage des wirtschaftlichen Fortschritts ändern müssen“[1]). Mills Stellung ist jedoch auch so zu erklären, daß er einen zu gut geschulten Verstand besaß, um an einer feststehenden Wahrheit durch die besonderen Umstände des Jahrhunderts, in dem er lebte, irre zu werden, wie erstaunlich

[1]) „Theories of Production and Distribution“, Kap. V, § 5 [London 1903].

und überwältigend diese Umstände auch immer sein mochten.

„Nur selten“, sagt Mill[1]), „bieten Verbesserungen in der Lage der arbeitenden Klassen mehr als eine vorübergehende Abhilfe, die jedoch durch eine Zunahme ihrer Zahl schnell wieder beseitigt wird. Der Gebrauch, den sie von einer günstigen Änderung ihrer Verhältnisse machen, besteht darin, daß sie sie beseitigen, indem sie durch Vermehrung ihrer Bevölkerung die folgende Generation wieder des Vorteils berauben. Wofern sie nicht durch allgemeine Fortschritte intellektueller und moralischer Kultur oder wenigstens durch Erhöhung ihrer gewöhnlichen Ansprüche an angemessenen Lebensunterhalt auf den Gedanken gebracht werden können, aus günstigen Umständen besseren Nutzen zu ziehen, kann nichts Dauerndes für sie geschehen; die das Schönste versprechenden Pläne enden gewöhnlich damit, daß sie eine zahlreichere, aber keine glücklichere Bevölkerung hinterlassen[2]).“

Mit ihren gewöhnlichen Ansprüchen an angemessenen Lebensunterhalt meinte Mill die Ansprüche, die noch befriedigt werden müssen, damit die Bevölkerung sich weiter vermehrt, und mit Befriedigung vermerkt er, daß jeder Fortschritt der Erziehung, Zivilisation und der sozialen Einrichtungen zur Erhöhung des Lebenshaltungsniveaus beiträgt.

„Unterhaltsmittel und Beschäftigung in England“, schrieb er, „haben sich niemals schneller vermehrt als in den letzten vierzig Jahren; aber jede Zählung seit 1821 zeigte eine kleinere Zunahme der Bevölkerung als jede vorhergehende Zählung; und der Ertrag der französischen Landwirtschaft und Industrie zeigt fortgesetzt eine steigende Vermehrung, während die Bevölkerung bei den Zählungen alle fünf Jahre eine kleinere Geburtenzahl im Verhältnis zur Bevölkerung aufweist[3]).“

Mill war vollbewußt der Tatsache, daß „es eine andere Kraft gibt, die dem Gesetz des abnehmenden Bodenertrags gewöhnlich entgegenwirkt.... Es ist dies nichts anderes“, sagte er, „als der Fortschritt der Zivilisation. Ich gebrauche diesen allgemeinen und etwas unbestimmten Ausdruck, weil die zu bezeichnenden Dinge so mannigfaltig sind, daß ein weniger allgemeiner Ausdruck sie kaum alle umfassen

---

1) [Angeführt nach der Übersetzung der „Principles“ („Grundsätze der Volkswirtschaftslehre“) von Wilhelm Gehrig. Jena 1913.]

2) Principles, Buch I, Kap. X, § 3.

3) „Principles“, Buch I, Kap. X, § 3.

würde[1]).“ In den „Fortschritt der Zivilisation“ schloß Mill erstens den Fortschritt landwirtschaftlicher Kenntnisse, Geschicklichkeit und Technik ein. Ein Fortschritt wie der Fruchtwechsel oder die Bewässerung unfruchtbarer Flächen kann eine große dauernde Veränderung in der Ertragsfähigkeit des Bodens hervorrufen, indem sie den Punkt verschiebt, bei welchem die maximalen Erträge erzielt werden. Zweitens zählt er Verbesserungen der Verkehrsmittel hierzu. Drittens technische Verbesserungen, die mit der Landwirtschaft scheinbar nichts zu tun haben; wie z. B. ein besseres Verfahren, Eisen zu schmelzen, was die landwirtschaftlichen Geräte und den Transport verbilligen würde; oder die Anwendung mechanischer Kraft, um Getreide zu mahlen, was dazu beitragen würde, das Brot zu verbilligen. Viertens Erfindungen, die die industrielle Produktion verbilligen und die unteren Klassen für die wachsenden Lebensmittelkosten entschädigen, indem sie sie z. B. mit billigeren Kleidern versorgen. Fünftens der politische und beinahe jede Art moralischen und sozialen Fortschritts, die [indirekt] die Leistungsfähigkeit der landwirtschaftlichen Arbeit steigern.

Übertrifft das Bevölkerungswachstum alle diese Faktoren, so weist Mill noch auf zwei Ventile hin, mit deren Hilfe ein Land den Druck seiner Bevölkerung auf den Nahrungsmittelspielraum verringern kann. Nahrungsmittelimport aus anderen Ländern ist der eine Ausweg; Auswanderung der andere.

5. Eine Kritik an der Lehre von Mill. Durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch ergoß sich die steigende Flut moderner Zivilisation durch alle von Mill aufgezählten Kanäle und überwand leicht die Tendenz zu abnehmenden Erträgen. Es ist daher üblich geworden, hier von einem „pseudo-wissenschaftlichen Gesetz“ zu sprechen, und selbst ein so scharfsinniger Kritiker wie Cannan fragte im Jahre 1903[2]), wozu:

---

[1]) Ibid., Kap. XII, § 3.

[2]) [Cannan: op. cit. Vgl. auch desselben Verfassers „Wealth“, IV. Kap. London 1914.]

„sich Mill die Mühe gab, ein Gesetz darzulegen, das
1. erst spät in der Geschichte der Menschheit in Kraft tritt;
2. zeitweise außer Kraft gesetzt werden kann; und dem
3. während der ganzen uns bekannten Geschichte Englands von einem entgegengesetzten Prinzip, nämlich dem Fortschritt der Zivilisation, die Spitze geboten wurde".

Gegen diesen Standpunkt ist zu sagen, daß, wenn wir all die Naturgesetze, denen andere Gesetze entgegen wirken, ignorieren sollten, wir in der Erkenntnis der Wahrheit nicht sehr weit kämen; ferner, daß die Tendenz zu abnehmenden Erträgen bereits tatsächlich eine wichtige Rolle in der Wirtschaftsgeschichte gespielt hat; und schließlich, daß gerade zu der Zeit, als Professor Cannan schrieb, jene Tendenz, wie wir gesehen haben, im Begriff war, „dem Fortschritt der Zivilisation die Spitze zu bieten", und vielleicht sogar große schmerzhafte Umwälzungen im Wohlstand der Bewohner der Alten Welt herbeizuführen.

Dreizehn Jahre später zitierte Cannan die folgende Stelle, die seinen Beifall fand:

„Die Bedingungen, die die beispiellose Expansion der europäischen Völker in den letzten fünfzig Jahren ermöglichten, sind im Verschwinden begriffen. Die Entfaltung der Landwirtschaft dank der Entwicklung des Transports, der Erfindung arbeitersparender landwirtschaftlicher Maschinen und dank des Überflusses an neuem und fruchtbarem Boden kann nicht noch einmal wiederholt werden. Die Transportorganisation kann bedeutend verbessert werden, aber es ist unwahrscheinlich, daß eine Revolution, wie sie mit der Entwicklung der Dampfmaschine ausbrach, sich wiederholen könnte. Die Leistungsfähigkeit landwirtschaftlicher Maschinen wird wohl noch beträchtlich vergrößert werden, aber in der extensiven Landwirtschaft haben sie bereits die Grenze ihrer praktischen Verwendbarkeit erreicht, nicht weil sie nicht mehr verbesserungsfähig wären, sondern weil die Tage extensiver Landwirtschaft um so mehr gezählt sind, je dichter die neuen Länder angesiedelt werden. Die Nachfrage nach fruchtbarem [unbebauten] Boden kann in den Vereinigten Staaten nicht mehr befriedigt werden und er wird überall anderwärts, wo sich Europäer ansiedeln können, bald besetzt sein[1])."

„Ich möchte vorschlagen," bemerkt dazu Mills Kritiker, „daß jeder Bischof, der irrationelle Vermehrung als allge-

---

[1]) Aus: „Population: A Study in Malthusianism", von Warren S. Thompson, Ph. D. (New York).

meine Regel menschlichen Verhaltens empfiehlt, diese Stelle aus Dr. Thompsons Buch als Text benutzt. Die Prophezeiungen, die es enthält, mögen verfrüht sein, aber sonst sind sie nicht falsch. Unser kleiner Planet ist im Begriff, sich zu bevölkern; wenn wir unsere Zahl weiter unbegrenzt vermehren, so werden wir ihn möglicherweise überfüllen, ungeachtet jenes stetigen Fortschritts unserer materiellen und geistigen Ausrüstung, der der wünschenswerten Volksdichte auch weiterhin die Grenzen setzt[1]."

Es ist freilich schwer zu bestimmen, welche Bevölkerungsdichte die erwünschte ist. Selbst wenn wir bestimmt sagen könnten, daß in einem Lande der durchschnittliche Arbeiter heute besser gestellt ist als je zuvor, so müßten wir dennoch zugeben, daß er erst recht reicher sein könnte, wenn die Bevölkerungszahl kleiner wäre. Während man andererseits sicher sagen kann, daß die landwirtschaftliche und industrielle Entwicklung in Kausalbeziehung steht zu dem Bevölkerungswachstum, so kann doch niemand abschätzen, welche Ausdehnung die eine ohne das andere genommen hätte. In diesen Dingen kann es weitgehendste Meinungsverschiedenheiten geben. Aber selbst wenn es genau bestimmbar wäre, welche Anzahl von Menschen in einem gegebenen Moment den größten Reichtum pro Kopf erlangen würde, so hätten wir damit noch lange nicht die erwünschte Bevölkerungsdichte angegeben. Denn wer will den Wert des Menschenlebens ermessen? Auf wieviel materiellen Reichtum sind wir bereit zu verzichten, um eigene Kinder zu haben? Welchen Teil des nationalen Reichtums pro Kopf wird der Staatsmann opfern, um im Interesse des nationalen Prestiges mehr Soldaten und mehr Kolonisten zu haben?

Malthus ging davon aus, daß es nicht wünschenswert sei, die Bevölkerungszahl bis zu dem Punkt auf die Subsistenzmittel drücken zu lassen, bei dem Laster und Elend als Hemmnisse zu wirken beginnen. Soweit kann man ihm wohl allgemein zustimmen. Wie es aber Mill betonte, ist der niedrigste Lebensstandard, bei dem die Menschen

---

[1]) „Economic Journal", Bd. XXVI, Nr. 102. Juni 1916.

noch Nachkommen erzeugen, nach Ländern und zeitlich verschieden, sowie auch in jedem Lande je nach Klassenzugehörigkeit und Berufsstand. Die Tragödie des Lasters und Elends wird besonders ergreifend, wenn eine Klasse gezwungen wird, ihren Lebensstandard herabzusetzen. Diese Katastrophe ist es, die große Teile der europäischen Bevölkerung in den unmittelbar auf den Krieg folgenden Jahren heimgesucht hat. Ist sie nur eine vorübergehende Folge der großen Erschütterung, die wohl beseitigt sein wird, wenn einmal die Staatsmänner Ordnung geschafft haben? Oder hat der Krieg bloß beschleunigt den unvermeidlichen Niedergang der europäischen Wirtschaft: die Folgen des veränderten Wertverhältnisses zwischen Rohstoffen und gewerblichen Produkten? Oder handelt es sich um ein Wirksamwerden der Tendenz zu abnehmenden Erträgen in der ganzen Welt? In den folgenden Kapiteln sollen einige der Faktoren dargelegt werden, die zur Beantwortung dieser Fragen in Betracht zu ziehen sind.

6. Die Rückkehr zu Malthus. Was auch die Gründe gewesen sein mögen, das große Rad, an das nach lamaistischer Weltanschauung das Menschengeschlecht geflochten ist, hat sich vollständig gedreht. Wieder, wie zu Malthus' Zeiten, ist Europa von einem großen Kriege verwüstet worden; Hungersnot und Epidemien verheeren weite Gebiete Rußlands und der Balkanländer; der internationale Handel ist desorganisiert, und Großbritannien kämpft wieder einmal mit dem Doppelproblem der Arbeitslosigkeit und des Elends.

Die öffentliche Meinung hat sich mit den Ereignissen gewandelt. Weit erstaunlicher als der Gegensatz zwischen Adam Smith und Malthus ist der zwischen der oben angeführten Stelle von Macaulay[1]) und den folgenden Stellen aus einem Buch, das 1919 erschien:

„Vor dem 18. Jahrhundert gab sich die Menschheit keinen falschen Hoffnungen hin. Um die Selbsttäuschungen zu bekämpfen, die am Ende dieses Zeitraums beliebt wurden, ließ Malthus einen Teufel erscheinen. Ein halbes Jahrhundert lang sahen alle ernsthaften wirtschaftlichen Schriften mit klarem Blick auf diesen Teufel. Für

---

[1]) Vgl. oben S. 40f.

das nächste halbe Jahrhundert war er gefesselt und aus dem Gedächtniskreis verschwunden. Jetzt haben wir ihn vielleicht wieder losgelassen....

Der Wohlstand Europas beruhte auf der Tatsache, daß es dank dem großen ausfuhrfreien Lebensmittelüberschuß Amerikas imstande war, Lebensmittel billig zu kaufen, gemessen in der zur Herstellung seiner eigenen Ausfuhr notwendigen Arbeit, und daß es aus seinen früheren Kapitalanlagen das Recht auf große jährliche Bezüge ohne weitere Gegenleistung hatte. Der zweite dieser Faktoren schien damals ungefährdet, aber durch das Bevölkerungswachstum in Übersee und namentlich in den Vereinigten Staaten war der erste Faktor nicht so gesichert....

Kurz, Europas Anrecht auf die Hilfsquellen der Neuen Welt geriet in Gefahr, und das Gesetz des abnehmenden Ertrages setzte sich endlich durch und zwang Europa, von Jahr zu Jahr eine größere Menge anderer Waren für die gleiche Menge Brot zu bieten. Deshalb konnte es Europa keinesfalls auf die Störung irgendeiner seiner Hauptversorgungsquellen ankommen lassen[1]."...

„Die Haupttatsachen der Lage, wie ich sie sehe, lassen sich einfach ausdrücken. Europa besteht aus der dichtesten Bevölkerungsansammlung, die die Weltgeschichte kennt. Diese Bevölkerung ist an eine vergleichsweise hohe Lebenshaltung gewöhnt, an der selbst jetzt noch einige ihrer Teile eher eine Verbesserung als eine Verschlechterung erwarten. Im Verhältnis zu anderen Weltteilen ist Europa kein sich selbst genügendes Land, im besonderen kann es sich nicht selbst ernähren....

Die Gefahr, die uns bedroht, ist daher die rasche Senkung der Lebenshaltung der europäischen Bevölkerung bis zu einem Punkt, der für einige tatsächliches Verhungern bedeutet (ein Punkt, der in Rußland schon vollkommen, in Österreich nahezu erreicht ist). Die Menschen werden nicht immer ruhig sterben....

Einige der Katastrophen der Vergangenheit, die den Fortschritt der Menschheit Jahrhunderte hindurch aufhielten, sind durch das plötzliche Aufhören der vorübergehend günstigen Bedingungen für das Wachstum der Bevölkerung verursacht worden. Naturereignisse oder menschliche Handlungen haben dann eine Lage geschaffen, die hierfür keinen Raum mehr bot[2]."

Der Standpunkt, von dem aus die vorangehenden Zeilen geschrieben wurden, ist nicht nur Nationalökonomen eigen. Von etwas anderer Stimmung, jedoch ebenso bezeichnend

---

[1]) Keynes, J. M.: The Economic Consequences of the Peace, Kap. II. [Zitiert nach der deutschen Übersetzung von M. J. Bonn und C. Brinkmann, unter dem Titel: „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages". München u. Leipzig 1920.]

[2]) The Economic Consequences of the Peace, Kap. VI.

für die Neuorientierung, ist die folgende Skizze britischer Wirtschaftsgeschichte, die auch im Jahre 1919 geschrieben wurde:

„Erst seit der Thronbesteigung Georg III. wurde unser Bevölkerungswachstum ein rasches ... Die industrielle Revolution kam plötzlich über uns; sie veränderte das ganze Aussehen des Landes und den äußeren Volkscharakter. In einer fernen Zukunft werden vielleicht unsere Nachkommen auf die Zeit, in der wir leben, als auf eine sonderbare Episode zurückblicken, die unsere Rasse aus ihren natürlichen Lebensgewohnheiten aufgestört hat ... Die Grundlage der industriellen Vormachtstellung war und ist die Kohle ... Wir wären nicht mehr imstande, unsere eigenen Nahrungsmittel zu erzeugen; aber wir stellen Unmengen anderer Waren her, die wir nur zu gern gegen Lebensmittel eintauschen; und die Bevölkerung wuchs wie Getreide in einer frisch bewässerten Wüste. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich die Bevölkerung nahezu vervierfacht. Laßt doch diejenigen, die meinen, daß die Bevölkerung eines Landes sich nach Belieben vermehren kann, darüber nachdenken, ob es wohl anzunehmen ist, daß mit der Erfindung der Feinspinnmaschine und der Dampfmaschine zugleich auch Änderungen physischer, moralischer oder psychologischer Art über die Nation gekommen sind. Es ist zu offenkundig, um noch darüber zu streiten, daß der Besitz anlagesuchenden Kapitals und der Besitz natürlicher Verwendungsmöglichkeiten für dasselbe es waren, die diese Mengen menschlicher Wesen ins Leben riefen, damit sie die Nahrung verzehren, die sie mit ihrer Arbeit bezahlten. Und es sollte ebenso offenkundig sein, daß die Existenzmöglichkeit von sechsundvierzig Millionen Menschen auf einem Gebiet von 121 000 Quadratmeilen vollkommen davon abhängt, ob man in anderen Ländern einen Markt für die eigenen Industriewaren findet, denn nur so ist man imstande, die Nahrungsmittel für die eigene Bevölkerung zu bezahlen. Sehr bedauerlich ist es für England, daß es bei der jetzigen Bevölkerungszahl auch Kohle exportieren muß, die eifersüchtig aufbewahrt und sparsamst verwendet werden müßte, wenn man im geringsten an die Nachwelt dächte; denn in höchstens fünfhundert Jahren wird der britische Kohlenvorrat verschwunden und England sogleich zu einer Macht dritten Ranges herabgesunken sein. Wir opfern die Zukunft, um ein Übermaß an unzufriedener Bevölkerung in der Gegenwart zu versorgen[1]."

Es mag sein, daß diese Schriftsteller für die allgemeine Meinung ihrer Zeit nicht in dem Maße repräsentativ sind, wie es Macaulay für den Geist des 19. Jahrhunderts war. Vielleicht gibt es heute in den großen sozialen Fragen keine

[1]) Inge, W. R.: Outspoken Essays [1919], S. 91 und 92.

allgemeine Meinung, die sich mit den geschlossenen Formeln der Früh-Victorianer[1]) (Early Victorians) vergleichen ließen. Wir haben aber jedenfalls das klar ausgesprochene Urteil von Autoren vor uns, die in Europa und Amerika weit und breit gelesen und diskutiert werden. Sie stellen uns dem Fundamentalsten aller ökonomischen Probleme gegenüber: der Beziehung der Menschenzahl zu der Menge lebensnotwendiger Güter. Sie sagen uns in der Tat, daß wir und unsere Eltern während fünfzig Jahren in einem Paradies von Narren lebten; denn wir bilden uns ein, unser wirtschaftliches Leben auf festen Grundlagen aufzubauen und den Weg für eine glücklichere Nachkommenschaft vorzubereiten, während wir in Wirklichkeit unseren ererbten Reichtum verschwenden und die Errungenschaften der Zivilisation für ein bloß zahlenmäßiges Wachstum hinwerfen.

Dies ist eine ganz andere Geschichte als Macaulays Traum von einer Welt, in der die Tendenz zur Vervollkommung alle anderen Hindernisse überwindet. Sie bedarf sogleich gründlicher Nachprüfung. Bisher haben wir es hauptsächlich mit der Geschichte einer Kontroverse zu tun gehabt. Das war zum mindesten deshalb nötig, um die Vernachlässigung der Bevölkerungsfragen in der Vorkriegszeit zu erklären. Wie verzeihlich diese Vernachlässigung auch bisher gewesen sein mag, sie kann und darf offenbar nicht fortgesetzt werden. Wir müssen die Tatsachen ins Auge fassen.

Viertes Kapitel.

Nahrungsmittel und Rohstoffe.

1. Die Analogie zwischen einem Zusammenschrumpfen des Bodens und einer Bevölkerungsvermehrung. Würde die Erde allmählich kleiner werden, während die Bevölkerung konstant bliebe, so wäre die Wirkung auf die Menschen sehr ähnlich wie bei wachsender Bevölkerungszahl auf einer gleich groß bleibenden Erde. Man hat geschätzt, daß die Bevölkerung

[1]) [Zu Anfang der Regierung der Königin Victoria Lebende.]

der ganzen Welt sich in sechzig Jahren verdoppeln würde, wenn sie weiter in dem Maße wie in den Jahren 1906 bis 1911 wächst. Stellen wir uns also vor, die Erde würde so zusammenschrumpfen, daß sie in sechzig Jahren halb so groß wäre wie jetzt. Die Vorstellung, so wie sie dasteht, ist schon ziemlich erschreckend; und um die Analogie genauer zu machen, müssen wir voraussetzen, daß die Bodenverringerung ganz auf Kosten der nahrungerzeugenden Gebiete stattfindet. Wir würden mit Recht einen solchen Stand der Dinge mit ernsteren Augen ansehen als denjenigen, mit dem wir es in Wirklichkeit zu tun haben. Denn erstens bringt das Bevölkerungswachstum die Möglichkeit gesteigerter Produktivität mit sich, was gegenüber der vermehrten Nachfrage nach Nahrungsmitteln in Rechnung gestellt werden muß. Unter sonst gleichen Umständen würden sich daher tausend Millionen Menschen auf der halben Erde nicht so gut stehen wie zweitausend Millionen auf der ganzen. Zweitens wissen wir aus Erfahrung, daß die Bevölkerung sich nicht weiter im gleichen Maße wie bis jetzt vergrößern wird, es sei denn, daß eine neue Entdeckung leichtere Nahrungsmittelerzeugung ermöglicht.

Obgleich die Analogie keine vollständige ist, so kann sie manches klarstellen, was sonst ungeklärt geblieben wäre. Sie veranschaulicht das Gesetz vom abnehmenden Ertrage. Würden die landwirtschaftlichen Erträge konstant bleiben, so gäbe es wirtschaftlich keinen Grund, wegen einer Bodenverringerung beunruhigt zu sein. Dieselbe Menge von Kapital und Arbeit stünde weiter zur Verfügung und würde auf einer kleineren Bodenfläche die gleiche Nahrungsmittelmenge produzieren. Auch ein einziges Feld müßte also genügen, um die ganze Bevölkerung bei ihrer jetzigen Lebenshaltung zu versorgen! Eine solche Annahme wäre offenbar absurd; aber sie ist nicht absurder als die Leugnung der Tendenz zu abnehmenden Erträgen. Wenn wir es also einsehen, was der Wahrheit entspricht, daß bei Bodenverringerung jede weitere auf den Boden verwandte zusätzliche Mengeneinheit von Kapital und Arbeit kleinere Nahrungsmittelerträge liefert, so stehen wir vor der Aufgabe, die

Bevölkerung bei verringerter Bodenfläche mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Die Lebensmittelpreise würden steigen. Wachsende Mengen von Kapital und Arbeit würden der Produktion anderer Güter, wie Kleider und Häuser, entzogen und zur Nahrungsmittelerzeugung verwandt werden. Auch Boden, der jetzt nutzbringender zu anderen Zwecken gebraucht wird, würde umgepflügt und unter Kultur genommen werden. So würde durch massenhafte Umstellung (transference) von Produktivmitteln aus weniger wichtigen Produktionszweigen das elementare Nahrungsbedürfnis der Menschen gestillt werden, und die ganze Bevölkerung könnte auf einem niedrigeren Stand von Behaglichkeit und Wohlstand weiterleben.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde eine solche Bodenverringerung, wie wir sie angenommen haben, keine wirkliche Hungersnot zur Folge haben; niemand brauchte vor Hunger zu sterben; möglicherweise wird jeder ebensoviel Nahrungsmittel bekommen können wie vorher; aber die Nahrungsmittel würden teurer werden, und manche anderen Dinge würden auch teurer und seltener werden, weil sich Kapital und Arbeit von ihrer Herstellung abgewandt hätten, um die Nahrungsmittelversorgung zu bewältigen. Jede Einheit der in der Industrie verwandten Arbeit würde folglich eine kleinere Menge von Waren aller Art kaufen können.

2. Die Umstellung der Produktivmittel in der Kriegszeit. In dieser Weise macht sich der Druck der Bevölkerung auf den Nahrungsspielraum fühlbar. Während des Krieges sind [besonders] in England, wie erinnerlich, Tennisplätze in Kartoffelland verwandelt und öffentliche Parks in Landparzellen geteilt worden. Man kann unmöglich feststellen, welchen Ausfall an Bedürfnisbefriedigung diese Umstellung bedeutet hat. Wir wissen nur, daß vor und nach dem speziell durch den Krieg verursachten Nahrungsmittelmangel die Menschen den betreffenden Teil ihres Einkommens lieber in der Form von Sport und Blumen entgegennahmen, daß sie aber diese Vergnügungen opferten, um frische Gemüse zu erlangen, sobald der Druck auf die Subsistenzmittel einen

bestimmten Grad erreicht hat. Eine ähnliche Umstellung der Produktivmittel fand in viel größerem Maßstabe in den Produktionsländern der Nahrungsmittel statt. Indien, das erste Land, das nach Kriegsausbruch Saatzeit hatte, vermehrte sogleich seine Anbaufläche für Weizen um 4 000 000 Morgen (acres). In Nordamerika wurden im Frühling 1915 12 000 000 Morgen mehr mit Weizen angesät. Australien fügte seiner Weizenanbaufläche 3 000 000 Morgen, ungefähr 30%, hinzu. Mithin wurde im ersten Kriegsjahr die Gesamtanbaufläche der Welt für Weizen um etwa 19 000 000 Morgen vergrößert. Diese Zahlen zeugen von großer Elastizität der Nahrungsmittelversorgung der Welt. Die amerikanischen und kanadischen Farmer mußten sich entscheiden, ob sie ihre Anbaufläche vergrößern wollten, ehe sie wußten, wie weit die Preise steigen würden, oder auch nur: ob sie ihren Weizen auf die europäischen Märkte werden bringen können. Sie waren also bereit, eine beträchtliche Ausdehnung in spekulativer Erwartung vorzunehmen. Tatsächlich haben sie die Nachfrage ziemlich überschätzt, oder die außergewöhnlich guten Ernten von 1915/16 haben ihre Berechnungen über den Haufen geworfen; die Preise stiegen nicht bis zur erwarteten Höhe, und die Weizenanbaufläche hat in den letzten Kriegsjahren dementsprechend etwas abgenommen. Die Landwirte haben jedoch gezeigt, was sie in einem einzigen Jahre schaffen können, wenn mehr Nahrungsmittel verlangt werden. Außerdem gibt es noch in Kanada unbebauten Boden, und die Intensivierung der Landwirtschaft bietet dort noch enorme Möglichkeiten. Der durchschnittliche Weizenertrag beträgt in Kanada weniger als 19 Bushel[1]) pro Morgen (acre), während er sich in Großbritannien auf 32 Bushel beläuft. Auch in Argentinien hat in den letzten dreißig Jahren eine ungeheure Ausdehnung der Weizenanbaufläche stattgefunden, und von der Anwendung intensiver Bebauungsmethoden kann dort gewaltige Produktionssteigerung erwartet werden. Die Vereinigten Staaten haben im Jahre 1919 auf 71 500 000 Morgen Weizen gebaut, d. h.

---

[1]) [Bushel = der englische Scheffel = 60 Pfund.]

11 000 000 mehr als in jedem der vorangehenden Jahre; und 6 600 000 Morgen Roggen, d. h. ein Dreifaches der Erntefläche von 1912[1]). Diese große Ausdehnung der Anbaufläche fand unter dem Anreiz des vom [Lebensmittelkommissar] Hoover garantierten Preises statt, dessen Aufrechterhaltung wohl ausgeschlossen ist; das Beispiel zeigt aber, was erreicht werden kann.

„Wozu dann all der Lärm über das Gesetz vom abnehmenden Ertrag und dem Druck der Bevölkerung auf die Subsistenzmittel?" wird der Leser fragen, der durch diese Ausführungen wieder Mut kriegt. Nun, lieber Leser, warum gehen Sie zu Fuß in die Stadt oder benutzen Sie die Trambahn, wo doch überall Droschken stehen und man an der nächsten Ecke ein Auto kaufen kann? Es fragt sich eben, ob die Welt und besonders Europa es sich leisten kann, seine Bevölkerung weiter zu vermehren und den steigenden Preis zu zahlen, der erforderlich ist, um dem Boden die in ihm potentiell vorhandenen Nahrungsmittelmengen zu entlocken.

Warum haben seit Kriegsende so viele städtische Beamte und Angestellten ihre Gärtchen aufgegeben? Die Gründe sind lehrreich. Der eine sagt, die Sache „hat sich nicht gelohnt". Er war müde, wenn er abends aus dem Bureau nach Hause kam, und hatte keine Lust zu harter körperlicher Arbeit; und stand er früh am Morgen zur Gartenarbeit auf, so fühlte er sich den übrigen Tag müde und war nicht leistungsfähig. Ein anderer hätte sein Stück Land gerne behalten, aber das Land wurde „leider" zu anderen Zwecken benötigt. Ein dritter hat seinen Hauptberuf gewechselt und hat keine Zeit mehr, das Land zu bebauen. Ein vierter hat „die Nase voll" von den Enttäuschungen wegen Dürre, Insektenplage oder wegen sonstiger Widrigkeiten, die den Landwirt hemmen, besonders wenn er nicht mit allzu vollkommenen Kenntnissen und Geräten ausgerüstet ist.

Alle diese Argumente zeigen, wie die Produktivmittel die Tendenz haben, in die Produktionszweige zu fließen, in

[1]) R. Henry Rew: Food Supplies in Peace and War.

denen sie den maximalen Reinertrag erzielen. Würden die Nahrungsmittel wieder einmal so knapp werden wie im Kriege, so würde man die landwirtschaftlichen Versuche wieder aufnehmen. Würden sie noch knapper werden, so stünde man als Beamter oder Angestellter in Versuchung, den Hauptberuf aufzugeben und sich ganz der Nahrungsmittelerzeugung zu widmen. Genau so verhält es sich in der Welt als Ganzes betrachtet. Das Bevölkerungswachstum vermehrt die Nachfrage nach Nahrungsmitteln. Das Gesetz des abnehmenden Ertrages zeigt sich in der wachsenden Schwierigkeit, aus dem Boden vermehrte Nahrungsmittelmengen herauszuholen. Immer mehr und mehr Kapital und Arbeit sind für jede entsprechende Vergrößerung des Angebots erforderlich, und immer mehr Arbeit muß folglich auf die Herstellung anderer Dinge verwandt werden, gegen die der Landwirt sein Produkt eintauschen soll. Sonst wird er es nicht der Mühe wert halten, seinen Boden intensiver zu bebauen. Er wird sich damit begnügen, jedes Jahr dieselbe Menge zu produzieren, es sei denn, daß er durch die Verwendung von mehr Kapital und Arbeit auf seinen Boden einen Gewinn machen kann. Wie der Angestellte seine Feierstunden und sein Tennisspiel aufgab, so wird jedermann verschiedene Bedürfnisse opfern müssen, um einen genügenden Anteil an den unter diesen erschwerten Umständen produzierten Nahrungsmitteln zu erlangen.

3. Der Druck der Bevölkerung auf die Subsistenzmittel. Es ist bereits angedeutet worden, daß das Bevölkerungswachstum wohl kaum zu Hungersnöten führt. Der Druck auf das Nahrungsangebot, der ausschließlich von der Bevölkerungszahl herrührt, erfolgt in genügend abgestufter Weise, um die Verteilung der Produktivmittel dem anpassen zu können, ehe die Hungersgefahr akut wird. Man wird allerhand Luxus und sogar notwendige Dinge, wie Feuerung und Wohnung, preisgeben, ehe man auf Nahrung verzichtet. Solche allmähliche Senkung der Lebenshaltung und nicht eigentlich Hungersnot dürfte wohl von einem übermäßigen Bevölkerungswachstum zu erwarten sein. Denn wenn das Lebenshaltungsniveau irgend beträchtlich gesenkt

worden ist, so wird die Sterblichkeitsrate steigen, da Kinder und alte Leute den Entbehrungen erliegen; und selbst wenn die Geburtenziffer unverändert bleibt, wird die Bevölkerungszahl dem nackten Nahrungsmittelspielraum angepaßt. Offenbar wird aber ein Gemeinwesen, das so auf die elementarsten Lebensnotwendigkeiten beschränkt ist, unter einem plötzlichen Mangel viel härter leiden als ein Land, das einen Überschuß besitzt, von dem es zehren kann. In dieser Weise kann eine Übervölkerung wenn auch nicht die unmittelbare, so doch die Hauptursache von Hungersnöten sein. Die Bevölkerung des europäischen Rußlands von weniger als 100000000 im Jahre 1890 nahm bis Kriegsbeginn auf 150 000 000 zu; und der Geburtenüberschuß betrug in ganz Rußland in den 1914 unmittelbar vorangehenden Jahren jährlich 2 000 000. Dieses gewaltige Wachstum muß bedeutend zu der Größe der Katastrophe beigetragen haben, der die Welt jetzt [1922] in entsetzter Machtlosigkeit gegenübersteht. In Indien hat sich die Bevölkerung ebenfalls mit beunruhigender Geschwindigkeit vergrößert, dank dem Umstand, daß die britische Regierung manche der früher herrschenden Hemmnisse gegen die Vermehrung beseitigt hat; und wahrscheinlich ist dort das Wiederauftreten von Hungersnöten teilweise dieser Vermehrung zuzuschreiben. In großen Teilen Indiens sind die Menschen gänzlich vom Ackerbau abhängig, und die Ernte wird durch ein einziges Ausbleiben des Monsuns so völlig zerstört, daß der Landarbeiter für ein ganzes Jahr arbeitslos wird. Hat er keine Ersparnisse, so muß er samt Familie verhungern oder durch Wohltätigkeit erhalten werden, selbst wenn Nahrungsmittel aus benachbarten Distrikten zu bekommen wären. Es ist folglich klar, daß eine Bevölkerungsvermehrung, die den ganzen Überschuß einer normalen Ernte verschlingt, die infolge des Ausbleibens eines Monsuns eintretende Arbeitslosigkeit in Hungersnot verwandeln kann. Gewiß hat die indische Regierung energische Schritte unternommen, um mit dem Problem der Hungersnöte fertig zu werden, sowohl durch Präventivmaßnahmen, wie Transport- und Bewässerungsanlagen, als auch durch Organisation der Unterstützung nach Eintritt der Hungersnot.

Es ist hier also keine Kritik an der britischen Verwaltung gemeint. Gemeint ist nur, daß das Bevölkerungswachstum es erklären kann, daß es in Indien noch Hungersnöte gibt trotz der zu ihrer Verhütung unternommenen Maßnahmen.

Dieser Gedankengang könnte so gedeutet werden, als ob daraus folgen würde, daß eine Zunahme der Einwohnerzahl eines Landes stets die bis dahin dort herrschende Lebenshaltung senken müßte. Das ist nicht der Fall. Die Faktoren, die Mill unter dem umfassenden Namen des „Fortschritts der Zivilisation" zusammenstellte, lassen ein gewisses Bevölkerungswachstum häufig erwünscht erscheinen. Einige dieser Faktoren sind in der Tat durch die Bevölkerungsvermehrung bedingt, ohne die sie gar nicht in Wirksamkeit treten können. Wenn wir also auf das Erwünschtsein einer gewissen Volksvermehrung weniger Gewicht legen als auf die Nachteile einer übermäßigen Vermehrung, so nur deshalb, weil jene Tendenz zur Bevölkerungsvermehrung („power of population"), auf die Malthus die Aufmerksamkeit gelenkt hat, so stark ist, um die erwünschte Vermehrung stets, wenn verlangt wird, zu gewährleisten. Eine Menge Ungeborener drängen sich stets vor dem Tor des Lebens. Man öffne es nur ein wenig, und schon pressen sie sich in solcher Zahl hindurch, daß man viel Mühe haben wird, die Tür wieder zu schließen!

4. Die wirtschaftlichen Vorteile des Bevölkerungswachstums. Beim Vergleich des Bevölkerungswachstums mit einem Zusammenschrumpfen des Bodens haben wir bemerkt, daß das erstere weniger bedenklich wäre als das letztere, weil eine Bevölkerungsvermehrung die Möglichkeit erhöhter Produktivität bedeutet. Diese Behauptung muß näher nachgeprüft werden.

Die Rohstoffe der Industrie sind sämtlich entweder landwirtschaftliche oder Bergwerksprodukte, und das Gesetz des abnehmenden Ertrages gilt für sie, wie wir im II. Kapitel gesehen haben, ebenso wie für Nahrungsmittel. Die Kosten für Rohstoffe sind jedoch häufig nur ein sehr kleiner Teil der Gesamtkosten der industriellen Produktion, und alle anderen Kosten haben in dem Maße sinkende Tendenz, in

dem die Produktion wächst. Die Industrie ist dem technischen Fortschritt viel eher zugänglich als die Landwirtschaft. Die Massenproduktion macht sehr große Ersparnisse möglich und erleichtert jene die ganze Welt umfassende Arbeitsteilung, die zu dem allgemeinen Reichtum so ungeheuer viel beigesteuert hat. In der Industrie haben also die Faktoren, die die Kosten bei wachsendem Produktionsumfang verringern, die Tendenz zu steigenden Rohstoffkosten im allgemeinen bedeutend überwogen, und es ist wahrscheinlich, daß sich die meisten Industrien noch für lange Zeit in der günstigen Richtung entwickeln werden. Obendrein hat das Bevölkerungswachstum jene Entwicklung der Transportmittel zu Wasser und zu Lande gefördert, die es ermöglicht, wie bereits erwähnt, die Produkte entfernter Länder bei geringer Kostenbelastung gegeneinander auszutauschen. Das nahe Beieinanderleben vieler Menschen, so bedauerlich es vom Standpunkt derer ist, die Einsamkeit und schöne Landschaften lieben, ermöglicht große Ersparnisse in der Güterverteilung und manche Annehmlichkeiten der Zivilisation, wie Kunstausstellungen und Lichtspieltheater, die sich eine dünn bevölkerte Welt nicht verschaffen könnte. Diese Massenansammlung wirkt auch der Tendenz des abnehmenden Ertrages in der Landwirtschaft etwas entgegen, indem sie in der Nahrungsmittelverteilung Ersparnisse ermöglicht. Offenbar könnte der englische Ackerbau nicht gewinnbringend so viel intensiver als der kanadische betrieben werden, wenn nicht die Nähe der Verbraucher einen mächtigen Einfluß auf die Kosten hätte. Ebenso leuchtet es ein, daß die Kosten für das Heranschaffen kanadischen Weizens auf die europäischen Märkte größer sein würden, wenn die Nachfrage daselbst kleiner wäre.

Nimmt man alle diese Faktoren zusammen, so ergibt sich, daß das Bevölkerungswachstum unter gewissen Umständen den Reichtum pro Kopf steigern kann, selbst wenn die Nahrungsmittel teuerer werden. Die abnehmenden Erträge in der Landwirtschaft und die Ablenkung eines immer wachsenden Teiles der Gesamtmenge von Kapital und Arbeit in die Nahrungsmittel- und Rohstoffproduktion können durch die in

der Industrie erzielten zunehmenden Erträge mehr als ausgeglichen werden. Ein kleinerer Teil der gesamten Bevölkerung, in der Industrie beschäftigt, kann so die gesamten Bedürfnisse des Landes vollständiger als vorher versorgen. Die Versorgung mit Wohnung und Kleidung kann so reichlich werden, daß sie mehr als Ersatz bietet für die vergleichsweise Knappheit der Nahrungsmittel.

Derselbe Gedanke läßt sich auch so ausdrücken, daß dank verbesserter Maschinen und Betriebsorganisation [z. B.] die Baumwollindustrie trotz einigen Steigens der Rohbaumwollpreise zunehmende Erträge liefern kann. Die Löhne der Baumwollarbeiter werden dann steigende und die Preise der Baumwollwaren sinkende Tendenz haben. Der Baumwollarbeiter wird dann ebensoviel Nahrungsmittel wie vorher zu höheren Preisen kaufen können, und er wird doch noch mehr Geld für andere Dinge haben; und diese anderen Dinge — Stiefel und Grammophone und Autofahrten — können auch dank der höheren Wirtschaftlichkeit großbetrieblicher Produktion billiger werden. Sein Realeinkommen kann also beträchtlich steigen.

Es wäre sehr interessant, wenn wir zwischen den Produktionsersparnissen, die durch Wachsen der Bevölkerung bedingt sind, und denjenigen, die auch stattfinden würden, wenn die Bevölkerung stationär bliebe, unterscheiden könnten. Bedauerlicherweise sind sie unentwirrbar verquickt miteinander. Manche der Entdeckungen und Erfindungen, die von der Gehirnarbeit weniger, für sich arbeitender Menschen abhängen, würden sicherlich in jeder zivilisierten Gesellschaft gemacht worden sein, gleichgültig, ob sich die Bevölkerung vermehrt oder nicht. Einige hätten auch unter allen Umständen nutzbringend verwandt werden können. Andere dagegen, wie Dampf und Elektrizität, setzen eine dichte Bevölkerung voraus, wenn ihre Kräfte in Betrieben wie Eisenbahn und Telegraph voll entfaltet werden sollen. Es war wohl auch eine wachsende Bevölkerung notwendig, um das Kapital für die großen Eisenbahnnetze, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der ganzen Welt angelegt wurden, heranzuschaffen. Die Industrie wiederum erfordert sicher eine beträchtliche Bevölkerungsdichte, damit sie die Vorteile der

Massenproduktion und der Arbeitsteilung ausnutzen kann, die zu solchem erstaunlichen Angebot billiger und teilweise freilich auch schlechter Waren geführt haben. Gewiß würden manche Leute lieber einen Anzug aus handgewebtem Tuch haben wollen als zwanzig Anzüge aus dem durch Maschinenarbeit produzierten Stoff, aber es ist jedenfalls klar, daß in einer dicht bevölkerten Welt viel mehr Kleider pro Kopf zur Verfügung stehen, als in einem Lande mit weit zerstreuter Bevölkerung produziert werden könnten. Und schließlich gibt es, wie bereits erwähnt, Ersparnisse in der Güterverteilung, die restlos durch eine große, auf relativ kleinem Gebiet zusammenwohnende Bevölkerung bedingt sind, und manche Errungenschaften der Zivilisation, von denen einige durchaus erfreulich, andere von fraglicherem inneren Wert sind, die der moderne Stadtbewohner aber begehrt, hätten in einer dünner bevölkerten Welt nicht verwirklicht werden können.

Es ist also unmöglich, genau zu sagen, wie weit der kulturelle Fortschritt und die Mehrung des Reichtums durch das Bevölkerungswachstum bedingt sind. Bis zu einem gewissen Punkt hat das Bevölkerungswachstum sicher wesentlich zur Reichtumsbildung beigetragen. Es sind indessen Anzeichen vorhanden, daß die wichtigsten wirtschaftlichen Vorteile einer zunehmenden Bevölkerungszahl sich in den Industriegebieten Europas und der Vereinigten Staaten bereits verwirklicht haben. Wahrscheinlich ist in modernen Volkswirtschaften der Reichtum auch noch unmittelbar vor dem Kriege und sogar auch pro Kopf der Bevölkerung schneller gewachsen als die Einwohnerzahl. Aber wahrscheinlich wäre der Reichtum pro Kopf noch rascher gestiegen, wenn die Bevölkerung nicht so schnell gewachsen wäre. Vom ökonomischen Standpunkt aus dürfte jedenfalls kein Grund vorliegen, um das langsame Sinken der Vermehrungsrate im Okzident, das in den letzten Jahren englische Bischöfe und französische [und deutsche] Patrioten erschreckt hat, zu beklagen.

Und sieht man etwas weiter, so spricht manches zugunsten dieser Meinung. Denn erscheint das Bevölkerungswachstum als in mancher Hinsicht unerwünscht wegen der unmittelbaren Wirkungen auf die Wohlfahrt der Menschen,

so ist es noch viel weniger erwünscht, wenn man die Zukunft im Auge hat.

Die wichtigsten Rohstoffe der europäischen Industrie werden entweder aus anderen Kontinenten importiert oder in Bergwerken gewonnen. Die importierten sind in der Hauptsache landwirtschaftliche Produkte, wie Baumwolle und Wolle, die dem Gesetz vom abnehmenden Ertrag unterworfen sind.

5. Die Versorgung mit Rohbaumwolle. Was die Baumwollproduktion anbelangt, so hält sie, wie wir im II. Kapitel gesehen haben, mit der Nachfrage nicht Schritt. Von 1875 bis 1895 hat die Baumwollproduktion der Vereinigten Staaten so zugenommen, daß der Preis um 54% fiel. In einer Periode sinkender Preise fiel also der Baumwollpreis stärker als fast alle anderen Waren. Von 1895 bis 1910 dagegen, als die Rohstoffpreise durchschnittlich um 25% stiegen, nahm der Baumwollpreis um 71% zu, während Weizen nur um 17% stieg. An die Stelle der Baumwollpflanzungen waren in Amerika zum Teil Weizen und andere Getreidearten getreten. Die Ausdehnung der Pflanzungen nach Westen war durch Mangel an schwarzen Arbeitskräften verhindert worden. Denn das Pflücken der Baumwolle ist eine unangenehme Arbeit, die mit der Hand getan werden muß und in Amerika praktisch auf Negerarbeit angewiesen ist. Außerdem hat die wachsende Nachfrage der amerikanischen Spinnereien die für Europa verfügbare Menge amerikanischer Baumwolle beschränkt, und obgleich die Baumwolle auch in anderen Weltteilen gebaut werden kann, so gibt es doch wenige Länder, in denen sowohl die Arbeitsmarktverhältnisse als auch das Klima günstig sind. Volle 60% des Gesamtangebots der Welt werden in den Vereinigten Staaten erzeugt, und etwa 73% des britischen[1]) Imports an Rohbaumwolle kommt von dorten.

In den Jahren unmittelbar vor dem Kriege ist in Amerika die Anbaufläche für Baumwolle beträchtlich ausgedehnt worden, aber der Ertrag pro Morgen verminderte sich durch die Verwüstungen des Kapselwurmes (boll weevil), eine sehr

---

[1]) [Und etwa 80% des deutschen Imports.]

ernste Insektenplage, und der Baumwollpreis stieg weiter. Daß diese Preissteigerung durch gestiegene Produktionskosten verschuldet war, das zeigte sich an den Schwankungen des Angebots. Jede gute Ernte hatte eine scharfe Preissenkung zur Folge, und in den Betrieben, die nahe an der Rentabilitätsgrenze stehen [Grenzbetriebe], wurde so viel Baumwolle erzeugt, daß jeder Preissturz eine Verringerung der Anbaufläche im folgenden Jahr zur Folge hatte; und diese führte naturgemäß in jedem normalen Jahr zu einer verringerten Ernte, zu Preissteigerung und zu neuerlicher Erweiterung der Anbaufläche. In der Sprache der Volkswirtschaftslehre wird das so ausgedrückt: das Angebot war sehr elastisch.

Der Krieg hat die Nachfrage nach Baumwolle sehr vermindert; und das Angebot mußte sich unter den genannten Umständen dementsprechend verringern. Seither überflutete der Kapselwurm neue Gebiete und nahm große Teile des amerikanischen Baumwollfeldes in Besitz, zu großem Schaden der Ernte. Infolge der Verwüstungen dieses Feindes ist es zweifelhaft geworden, ob die amerikanische Baumwollernte je wieder ihre Vorkriegsgröße erreichen wird, es sei denn, daß verbesserte Produktionsmethoden, zu denen die Vernichtung des Kapselwurms gehört, eingeführt werden, oder daß eine große dauernde Preissteigerung es gewinnbringend macht, das Angebot trotz der Ungunst der gegenwärtigen Umstände zu vergrößern. Wenn man sich erinnert, daß das Angebot vor dem Krieg mit der Weltnachfrage nicht Schritt hielt, so ist es klar, daß die Lage für die Fabrikanten von Baumwollwaren beunruhigend ist. Zweifellos gibt es viele Länder — Indien, Ägypten, der Sudan, Mesopotamien, China —, denen es durchaus möglich wäre, all die Baumwolle, die die weiterverarbeitenden Länder brauchen, anzubauen. Leider kommt es aber, um diese Angebotsquellen zur Entfaltung zu bringen, auf die gleiche Bedingung an, die der amerikanische Produzent fordert: auf eine Preissteigerung, um das Gesetz des abnehmenden Ertrages auszugleichen, das in diesem Falle infolge der Ausdehnung der Produktion auf weniger günstige Standorte in Wirksamkeit tritt.

6. Die Wollversorgung. Wolle fiel ebenso wie Baumwolle zwischen 1875 und 1895 sehr bedeutend im Preise; dank der großen Entwicklung der australischen Produktion stieg sie jedoch zwischen 1895 und 1910 durchschnittlich nur um 25%. Der Krieg hatte eine ernste Abnahme des Angebots zur Folge, aber es ist kaum zweifelhaft, daß die Produktion die Vorkriegshöhe wieder erreicht, sobald sich die Welt von den lähmenden Wirkungen dieser Erschütterung erholt haben wird. Sollte wesentlich vermehrtes Angebot erfordert werden, so dürfte die Tendenz zu abnehmenden Erträgen wohl auch den Preis dieser Ware steigern. Die Leser des ersten Bandes dieser „Leitfäden" werden sich aber erinnern, daß Wolle ein verbundenes Produkt ist, das unter besonderen Bedingungen produziert wird. Als Charles Lamb[1]) von einem agrarischen Reisegefährten gefragt wurde, was er von den Aussichten der Rübenzucht halte, antwortete er: „Das hängt vom Hammelfleisch ab." Er dachte an die verbundene Nachfrage; aber auf der Angebotsseite hängt die Wolle sogar noch enger als die Rüben am Hammelfleisch. Das Verhältnis, in dem die beiden Produkte hergestellt werden, läßt sich durch Kreuzzucht beträchtlich variieren, und es ist folglich anzunehmen, daß eine kleine Steigerung des Wollpreises zu wesentlicher Vermehrung der Wollproduktion führen wird.

Die Aussichten der Wollproduktion etwa für die nächsten fünfzig Jahre sind mithin nicht so beunruhigend wie bei der Baumwolle. Trotzdem dürfen wir nicht vergessen, daß die Produktion dieser Ware große unbebaute Flächen erfordert. Das Bevölkerungswachstum und die Verkehrsentwicklung haben notwendig den Übergang von Weidewirtschaft zu Ackerbau und Meierei zur Folge. Wir haben es mit den großen Linien der wirtschaftlichen Entwicklung zu tun und dürfen uns nicht durch vorübergehende Erscheinungen täuschen lassen. Die Zivilisation nimmt immer mehr Besitz von den Weideländereien und vertreibt die Schafherden in entlegene Gebiete. Die Republiken am Platastrom und die

---

[1]) [Lamb (1775—1834) bekannter englischer Essayist.]

Vereinigten Staaten schränken ihre Wollproduktion ein. Nur Australien steigert sie noch in beschränktem Ausmaß. Es drängt sich die Frage auf, wie lange es noch dauern wird, bis Australien und selbst Sibirien zu bevölkert und erschlossen sein werden, um die Schafzucht in einem, dem heutigen irgend ähnlichen Ausmaß als gewinnbringendstes Gewerbe beizubehalten. Niemand will die Entwicklung dieser Länder hemmen. Man erwartet von ihnen viel für die Versorgung der Menschheit mit Weizen und anderen Nahrungsmitteln. Man wünscht ihnen die Entwicklung zu selbständigen, blühenden Gemeinwesen. Aber für die europäischen Textilindustrien ist es eine sehr unangenehme Tatsache, daß die Nahrungsmittel, die sie für ihre Arbeiter brauchen, und der Rohstoff, den sie verarbeiten, miteinander um den Boden konkurrieren, um ihren Bedarf nach beiden befriedigen zu können. Fruchtbare Böden, die noch nicht gezwungen wurden, etwas zur Erhaltung des menschlichen Lebens beizutragen, gibt es kaum noch auf Erden. Unser Planet ist drum und dran, voll bevölkert zu werden, und wenn die Menschheit keinen sprungweisen Fortschritt an Wissen und Macht vollbringt, wird es nicht mehr lange dauern, bis uns ein stetiges und dauerndes Sinken der Reallöhne ermahnen wird, daß die Bevölkerung sich schneller vermehrt als die Produktion der Welt.

Die Bedingungen, die das Angebot der anderen aus Bergwerken gewonnenen Rohstoffe bestimmen, werden im nächsten Kapitel erörtert, und wir verschieben besser die weitere Betrachtung der Beziehungen zwischen Rohstoffbeschaffung und Bevölkerungszahl, bis wir über die erstere vollen Überblick gewonnen haben.

7. *Fischerei.* Bevor wir aber von Pflanzen und Vieh zu Mineralien kommen, müssen wir ein Nahrungsmittel erwähnen, das in der Geschichte eine wichtige Rolle gespielt hat und in Zukunft noch bedeutsamer werden kann. Früher einmal war in Holland sowohl als auch in England die Fischerei „der hauptsächlichste Produktionszweig und eine Goldgrube“ und „der Weg, Reichtum zu gewinnen“. Die britische Fischerei wurde von Königen und

Staatsmännern gefördert, nicht allein wegen der Nahrung, die sie produzierte, sondern weil die Fischereiflotten die besten Seeleute für die Marine lieferten, und weil „der, der Fischereien betreibt, mächtiger als die ganze Welt durch seine Schiffszahl ward“.

Die Flußfischerei unterliegt zweifellos dem Gesetz vom abnehmenden Ertrag, obgleich z. B. die englischen Lachsflüsse zur Zeit bei einiger Vorsorge noch beträchtliche Mengen von Kapital und Arbeit mit wachsenden Erträgen entlohnen könnten. Was das Meer betrifft, so gehen die Meinungen auseinander. Ein Hering produziert etwa 30000 Eier, und eine Scholle kann sogar eine halbe Million legen. Ein sehr großer Teil dieser Eier wird zerstört, und wahrscheinlich wächst nur ein kleiner Bruchteil der jungen Fische heran. Es ist folglich anzunehmen, daß das Fangen ausgewachsener Fische nur Platz und Nahrung für andere, die sie ersetzen können, freimacht. Andererseits scheint die Erfahrung zu zeigen, daß der Schollenreichtum der Nordsee durch den lebhaften Fischereibetrieb tatsächlich vermindert worden ist. Über die Fische und ihre Lebensweise ist bis jetzt sehr wenig bekannt, aber hier liegt eine wichtige Frage, denn — ob sie dem Gesetz vom abnehmenden Ertrag unterliegen oder nicht — sie bilden ein riesengroßes, sich selbst erneuerndes Nahrungsmittelreservoir für die Menschen. In den Worten eines alten Fischerliedes ausgedrückt:

„The husbandman has rent to pay
(Blow, winds, blow)
And seed to purchase every day
(Row, boys, row),
But he who arms the rolling deeps,
Though never sowing, always reaps;
The ocean's fields are fair and free,
There are no rent days on the sea“ [1]).

---

[1]) Dem Sinne nach: Der Landwirt muß Rente bezahlen und jeden Tag Saat einkaufen. Aber der Fischer erntet immer, obgleich er nie sät. Der Ozean ist steuerfrei; Zahltage gibt es auf der See nicht.

Fünftes Kapitel.

Kohle und Eisen.

1. Jevons und die Kohlenfrage. Außer John Stuart Mill hat es noch ein anderer Engländer erfaßt, daß die große Reichtums- und Produktionshausse, die das 19. Jahrhundert berauschte, vorübergehender Art war. Im Jahre 1865 versetzte W. Stanley Jevons der britischen Behaglichkeit einen schweren Stoß, der angeblich sogar Gladstone, den damaligen Finanzminister, erschreckte; dies geschah durch das Buch über „Die Kohlenfrage: Eine Untersuchung über den wirtschaftlichen Fortschritt und die voraussichtliche Erschöpfung unserer Kohlenbergwerke“[1]).

Es ist ein klassisches Buch. Andere Leute, darunter Jevons' eigener Sohn, haben erschöpfender über den Gegenstand geschrieben, mit reicherem statistischen Material. Zwei parlamentarische Kommissionen, von denen eine speziell ernannt worden war, um Jevons' Behauptungen zu untersuchen, haben darüber gebrütet. Die späteren Ereignisse haben einige seiner Prophezeiungen bestätigt, andere widerlegt. Aber das Buch bleibt immer noch die beste und anregendste Darstellung der Kohlenfrage, und noch immer fesselt es die Aufmerksamkeit des Lesers, wie es eben nur ein geniales Werk zu tun vermag.

Selbst ein geniales Werk bedarf jedoch, wenn es eine praktische Frage behandelt, rücksichtsloser Nachprüfung; die Argumentation von Jevons kann wie folgt zusammengefaßt werden:

Wenn Großbritannien gegenwärtig einen gewissen führenden und weltumfassenden Einfluß besitzt, so verdankt es ihn nicht einfach geistiger Überlegenheit, sondern „der Verbindung gewisser glücklichen Geisteseigenschaften mit ganz besonders gearteten materiellen Produktivkräften“[2]).

---

[1]) „The Coal Question: An Inquiry Concerning the Progress of the Nation, and the Probable Exhaustion of our Coal-mines.“

[2]) Die Stellen in Anführungszeichen sind wörtlich aus Jevons zitiert. [Die Probleme, die er aufwirft, gelten im wesentlichen auch für Deutschland und andere Industrieländer.]

Das Malthussche Bevölkerungsgesetz muß auch auf den Kohlenverbrauch Anwendung finden. „Unsere Existenz hängt nicht mehr von unserer Getreideproduktion ab. Die folgenschwere Aufhebung der Getreidezölle verschiebt die Frage vom Getreide auf die Kohle. Unser Zeitalter beginnt dort, als die Kohle endlich als das Haupterzeugnis des Landes erkannt wurde; der Freihandel kennzeichnet den Aufstieg der Industrie, der nur ein anderer Name für die Steigerung des Kohlenverbrauchs ist."

Vermöge des Kohlenbesitzes hat sich England die verschiedenen Erdteile tributpflichtig gemacht. „Die Ebenen von Nordamerika und Rußland sind unsere Kornfelder; Chicago und Odessa unsere Speicher; Kanada und das Baltikum unsere Nutzholzwälder; in Australien und Neuseeland stehen unsere Schafherden, in Argentinien und auf den westlichen Prärien Nordamerikas unsere Rinderherden; Peru sendet uns sein Silber, und von Südafrika und Australien fließt das Gold nach London; die Hindus und die Chinesen bauen Tee für uns, und in beiden Indien breiten sich unsere Kaffee-, Zucker- und Gewürzplantagen aus. Spanien und Frankreich sind unsere Weinberge und die Mittelmeerländer unsere Obstgärten; und unsere Baumwollfelder, die lange Zeit den Süden der Vereinigten Staaten in Anspruch nahmen, erstrecken sich jetzt auf alle warmen Gegenden der Erde[1])."

Dies alles hat die Kohle für uns getan, und „der würde die Macht von Kohle und Eisen sehr verkennen, der glaubt, daß sie heute schon völlig ausgebaut und erschöpft sei; sie wird in Zukunft noch sehr viel größer sein als heute. Die wissenschaftliche Forschung legt diesen Schluß nahe, und die tägliche Beobachtung bekräftigt ihn." Aber „wir dürfen nicht voreilig annehmen, daß die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung unserem Insellande ewigdauernde Reichtümer und industrielle Vorherrschaft sichert". Wir dürfen nicht vergessen, daß,

[1]) [„Nahrungsspielraum" bedeutet also im engeren Sinne die Möglichkeit der Subsistenz im eigenen Lande, während er im weiteren Sinne auch die Versorgung der heimischen Bevölkerung mittels Ausfuhr umfaßt. Dementsprechend pflegt man auch von relativer und von absoluter „Übervölkerung" zu sprechen.]

„während andere Länder meist von dem alljährlich wiederkehrenden Ernteertrag leben, wir mehr und mehr von einem Kapital zehren, das keinen jährlichen Zins bringt, sondern, wenn es einmal in Licht und Wärme und Triebkraft verwandelt worden ist, für immer in den Weltraum verschwindet.

„Etwas mehr als ein Jahrhundert unseres gegenwärtigen Fortschritts würde genügen, um unsere Bergwerke bis zu einer Tiefe von 4000 Fuß zu erschöpfen, mithin 1500 Fuß tiefer als unser tiefster Schacht heute reicht."

Wenn die Kohle in England durchschnittlich in einer Tiefe von etwa 2000 Fuß gewonnen würde, so müßte sich die englische Industrie mit einem verdoppelten Brennstoffpreis zurechtfinden. Würde die durchschnittliche Tiefe 4000 Fuß werden, so müßte sich daraus weiter eine große, aber unberechenbare Steigerung des Brennstoffpreises ergeben.

„Aber es liegt mir fern, aus diesen Zahlen schließen zu wollen, daß unsere Kohlenfelder in etwa einem Jahrhundert bis zur Tiefe von 4000 Fuß abgebaut sein werden.

„Ich ziehe den Schluß, den, wie ich denke, jedermann ziehen würde, daß wir die jetzige Jahresrate unserer Verbrauchssteigerung nicht mehr lange aufrechterhalten können; daß wir die größtmöglichen Verbrauchsmengen niemals erreichen können. Aber das bedeutet nur, daß diese Hemmung unseres Fortschritts binnen der nächsten hundert Jahre fühlbar werden muß; daß die Kohlenpreise vielleicht schon in einer Generation zu einer Höhe steigen müssen, die unserer kommerziellen und industriellen Vorherrschaft abträglich ist; und der Schluß ist also zwingend, daß die Voraussetzungen unseres gegenwärtigen glücklichen Fortschritts von begrenzter Dauer sind."

Man scheint es noch nicht erkannt zu haben, „daß ein plötzliches Stocken in der Erweiterung unserer Produktion ein Zeichen der Erschöpfung wäre, die wir so sehr fürchten. Sie würde sogleich Steigen der Preise, Auswanderung der Industrie und überhaupt das Gegenteil des Wohlstands über uns bringen ...."

Ersparnisse im Kohlenverbrauch bieten keinen Ausweg. Ersparnisse an Hausbrand wären ganz nützlich, würden aber nur einen kleinen Bruchteil des Gesamtverbrauchs betreffen.

„Und mit der Sparsamkeit im industriellen Kohlenverbrauch verhält es sich ganz anders. Nur bei völliger Begriffsverwirrung kann man annehmen, wirtschaftlichere Verwendung der Kohle sei gleichbedeutend mit vermindertem Verbrauch. Das gerade Gegenteil ist der Fall.“ Die ganze Geschichte der Dampfmaschine ist eine Geschichte von Ersparnissen, aber „die Verminderung des Kohlenverbrauchs pro Tonne Eisen auf weniger als ein Drittel der früher erforderlichen Menge hatte in Schottland zwischen 1830 und 1863 einen zehnfachen Gesamtverbrauch zur Folge, abgesehen von der indirekten Wirkung des billigen Eisens, andere kohlenverbrauchende Industriezweige zu beleben“.

„Unser Bevölkerungszuwachs innerhalb von vier Jahren ist jetzt (1865) ebenso groß wie die ganze Zunahme während des Jahrhunderts 1651—1751, und die Zunahme des Kohlenverbrauchs zwischen 1859 und 1862 kommt vermutlich dem Jahreskonsum zu Beginn dieses Jahrhunderts gleich. Auf diese Berechnung lege ich aber weniger Gewicht, als man es für notwendig halten mag für eine genaue Schätzung der englischen Kohlenvorräte ... Die absolute Kohlenmenge des Landes hat eher für die Höhe, zu der wir ansteigen werden, als für die Zeitdauer, während der wir das glückliche Walten des Fortschritts genießen, Bedeutung.

„Es ist von unklaren Köpfen vielfach angenommen worden, daß wir die Kohle nach Erschöpfung der heimischen Läger importieren könnten, wie wir so manche anderen Rohstoffe von auswärts beziehen .... Es tut mir leid sagen zu müssen, daß die geringste Kenntnis der Gesetze des Güterverkehrs und der besonderen Lage unseres Handels genügt, um alle solche Vorstellungen völlig zu widerlegen. Während unsere Kohlenausfuhr ein großer Handelszweig von wachsender Bedeutung ist, wäre eine Umkehrung dieses Prozesses und ein Rückfließen der Kohle eine kommerzielle Unmöglichkeit und Absurdität .... Man kann den Kohlenmarkt eigentlich nicht verstehen, wenn man vergißt, daß die Kohle von allen Waren verhältnismäßig die massivste ist und am schwersten wiegt .... Die Transportkosten bilden überall den Hauptbestandteil ihres

Preises, ausgenommen an den Kohlenfeldern oder in ihrer nächsten Umgebung.“ Wenn die englische Kohle aus Amerika importiert wäre, so würden etwa 1200 Schiffe erforderlich sein, um das Angebot nur auf dem heutigen Stand zu halten. „Unsere Industrie würde sich dann bei der Kohle, ihrem allerwichtigsten Rohstoffe, mit einem drei- bis viermal so hohem Preise abfinden müssen, wie es in England und Amerika augenblicklich der Fall ist.

„Man wird aber fragen: ‚Wie ist ein großer Kohlenexport möglich, wenn ihr Import kommerziell unmöglich ist?‘ . . . Das ist hauptsächlich der Tatsache zu verdanken, daß Kohle als Ballast oder Ladegewicht befördert wird und die niedrigen Sätze der Rückfrachten genießt . . . Unser Import besteht aus raumfüllenden Rohstoffen und Nahrungsmitteln . . . Ein großer Teil unserer Schiffe müßte also unsere Häfen halbleer oder mit Ballast verlassen, es sei denn, daß sich ein anderes Ladegewicht oder eine andere sperrige Ware in entsprechender Menge als Rückladung findet . . . Kohle ebenso wie andere Rohstoffe zu importieren, hieße gegen den im wesentlichen reziproken Charakter des Güteraustausches zu verstoßen. Das Ladegewicht unserer einfahrenden Schiffe würde sich vervielfachen, während zur Ladung ausfahrender Schiffe wenig Gewicht übrigbliebe; fast alle Faktoren, die jetzt und seit Jahrhunderten zu unserem maritimen und industriellen Erfolg beigetragen haben, würden ihm dann entgegenarbeiten, und es wäre in der Tat töricht sich einzubilden, daß selbst eine Industrie wie die englische den natürlichen Verhältnissen zum Trotz und bei Fehlen aller materiellen Voraussetzungen weiter gedeihen könnte. Bei unseren bisherigen Erfolgen verdanken wir der Natur mindestens ebensoviel wie unserer eigenen Energie.“

Dem logisch geschlossenen Aufbau der Argumentation von Jevons kann man in einer kurzen Übersicht unmöglich gerecht werden; die obigen Zitate aus seinem Buch sollen aber der doppelten Aufgabe dienen: einen kleinen Begriff zu geben von seinen Ideen und den Leser über den Gegenstand zu orientieren. Wer sich dadurch angeregt fühlt, Jevons selbst zu lesen, der wird für seine Mühe reichlich belohnt.

2. Was ist unter „Erschöpfung“ („Exhaustion“) zu verstehen? Trotz seiner außerordentlichen Klarheit ist Jevons mißverstanden worden. Es scheint ein tief eingewurzelter menschlicher Instinkt zu sein, einer unangenehmen Wahrheit Widerstand zu leisten und ihre Vertreter falsch zu verstehen, wenn man sie nicht totschweigen kann. Wie man Malthus vorwarf, gesagt zu haben, daß sich die Bevölkerung über die Subsistenzmittel hinaus vermehren würde, während er in Wirklichkeit gesagt hat, daß sie das nicht tun kann; gerade so nahmen viele Leute, darunter die beiden parlamentarischen Kommissionen, die zur Untersuchung der Frage eingesetzt worden waren, von Jevons an, daß er gesagt hätte, der Kohlenverbrauch Großbritanniens würde einen bestimmten riesigen Umfang erreichen; während er gerade darauf hinaus wollte, daß das Wachstum des Kohlenverbrauchs unvermeidlich auf Schranken stoßen wird.

Eines der entscheidendsten Dinge zum Verständnis der Schwankungen im Wohlstand der Menschen ist das von Malthus Vorgebrachte, als er sagte: „Ein Mensch, der in einem Zimmer eingeschlossen ist, kann wohl sagen, daß er von den Wänden begrenzt ist, wenn er mit denselben auch niemals in Berührung kommt.“ Dies ist es, was Jevons in bezug auf die Kohlenversorgung einschärfen wollte. „Viele Leute“, schrieb er, „haben wohl eine unklare Vorstellung darüber, daß unsere Kohlengruben eines Tages restlos abgebaut und wie Kohlenkeller sauber gefegt sein werden. Unsere Herde und Hochöfen, denken sie, werden dann plötzlich zum Erlöschen gebracht, und ein entvölkertes Land wird der Kälte und dem Dunkel ausgeliefert. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß unsere Bergwerke buchstäblich unerschöpflich sind. Wir können nicht auf ihren Grund gelangen; und mag uns die Kohle eines Tages auch teuer zu stehen kommen, wir werden sie niemals positiv entbehren.“

Als er die unvermeidliche „Erschöpfung unserer Kohlenbergwerke“ erörterte, da hatte Jevons also ihren Abbau bis zu dem Punkt im Auge, über den hinaus England seine bisherige, außerordentliche Entwicklung nicht fortsetzen

könnte. Die durchschnittliche jährliche Zunahme des englischen Kohlenverbrauchs betrug zu der Zeit, als Jevons schrieb, $3^1/_2\%$. Sollte dieser Verbrauch weitere 110 Jahre in solchem Tempo wachsen, so würde sich die inzwischen verbrauchte Gesamtmenge auf 100 Milliarden Tonnen belaufen. Nun gab die zuverlässigste Schätzung, die Jevons über die in Großbritannien vorhandene Kohle erlangen konnte, 83 Milliarden Tonnen bis in eine Tiefe von 4000 Fuß an. Er schloß daraus logischerweise, wie wir gesehen haben, daß diese Entwicklung nicht lange fortgesetzt werden kann.

Binnen zwanzig Jahren begann das Tempo der Verbrauchssteigerung abzunehmen. Die durchschnittliche Zuwachsrate hat während der letzten vierzig Jahre etwa 2% p. a. betragen. Die Voraussage von Jevons ist mithin bestätigt worden. Dagegen haben seitherige Untersuchungen die von ihm akzeptierte Schätzung der Kohlenvorkommen Großbritanniens als zu niedrig erwiesen. Die parlamentarische Kommission, die ihren endgültigen Bericht 1905 herausgab, und die ebenso wie Jevons die Grenze praktisch möglicher Tiefe bei 4000 Fuß annahm, schätzte die in den nachgeprüften Kohlenwerken der Vereinigten Königreiche verfügbare Kohlenmenge auf etwas über hundert Milliarden Tonnen. Obgleich inzwischen etwa sechs Milliarden Tonnen gefördert worden sind, war diese Schätzung um fast achtzehn Milliarden höher als die frühere, die Jevons benutzt hat. Die irischen Kohlenfelder, die in den späteren Schätzungen einbegriffen sind, nicht aber in den früheren, sollen weniger als zweihundert Millionen Tonnen enthalten; der übrige Unterschied erklärt sich teils durch Verschiedenheit der Felder, die als produktiv angesehen werden, und teils durch neue Entdeckungen und genauere Kenntnisse.

Wäre es zu erwarten, daß uns nach weiteren vierzig Jahren fleißiger Kohlenproduktion eine ähnliche Zunahme der in der Erde verbliebenen Menge bevorsteht, so müßten wir daraus schließen, daß wir die glücklichen Besitzer eines nie leer werdenden Kruges sind, und daß Jevons ein falscher Prophet gewesen ist. Dies ist jedoch eine Annahme, die, wie Malthus gesagt haben würde, „auf keiner richtigen

philosophischen Grundlage ruht", und es muß daran erinnert werden, daß Jevons selbst auf die Genauigkeit der fraglichen Schätzung kein großes Gewicht legte. „Wäre unser Kohlenvorrat halb so reichlich," schrieb er, „als es Mr. Hull (der Urheber der Schätzung) behauptet, so würde die Wirkung nur die sein, den Gipfelpunkt unserer Entwicklung vielleicht um eine Generation zu verlegen. Und ich wiederhole, der absolute Kohlenvorrat des Landes beeinflußt eher die Höhe, zu der wir ansteigen werden, als die Zeitdauer, während der wir das glückliche Walten des wirtschaftlichen Fortschritts genießen."

3. Die Wirkung der Schutzzölle. Wahrscheinlich hat die britische Kohlenproduktion unter dem Wettbewerb anderer Länder, besonders Deutschlands, einen etwas anderen Verlauf genommen, als es Jevons gedacht hat. Er hat scheinbar erwartet, daß die Entwicklung weiter fortgesetzt und vielleicht gar beschleunigt würde, bis eine scharfe Preissteigerung es auch dem blindesten Industriellen nahelegt, daß der Punkt der Erschöpfung heranrückt. Über Deutschlands Kohlenproduktion ging er als unbedeutend hinweg, und obgleich er in bezug auf die Vereinigten Staaten zu dem anderen Extrem neigte, nämlich zur Überschätzung ihrer Kohlenvorräte, so sah er in Amerika doch mehr den notwendigen Nachfolger Großbritanniens in der industriellen Führerschaft der Welt als den unmittelbaren Konkurrenten. Er hätte es sich schwerlich vorstellen können, daß Amerika bei einer schutzzöllnerischen Politik, die er für idiotisch hielt, beharren würde. „Die Wirkung einer solchen Politik auf Amerika", sagte er, „wäre die, es vom Verkehr mit der übrigen zivilisierten Welt abzuschneiden, seine maritime Bedeutung zu zerstören und, soweit menschliches Eingreifen das kann, die Entwicklung eines großen Staates aufzuhalten. Zweifellos ermöglicht sie es einer Industrie, um ein halbes Jahrhundert oder mehr in ihrem Wachstum beschleunigt zu werden; aber in dem Maße wie ein Produktionszweig gewaltsam gefördert wird, werden andere künstlich niedergehalten."

Dies ist zweifellos ein radikal freihändlerischer Standpunkt. Aber es steckt mehr Wahrheit darin, als es im allgemeinen Amerikaner oder selbst Engländer des 20. Jahrhunderts zugeben würden. Der industrielle Schutzzoll hat in Amerika das Land zugunsten der Städte ausgebeutet. Alles, was der Landwirt kauft, ist dem Zoll unterworfen, während seine Produkte größtenteils dem freien Wettbewerb ausgesetzt sind. Die Folge davon ist, daß Kapital und Arbeit von der Produktion von Nahrungsmitteln und Baumwolle und Wolle abgelenkt sind und sich der industriellen Produktion zuwenden, und daß die Nachteile, die die Welt, auf die Dauer auch Amerika, von dem Gesetz des abnehmenden Ertrages zu fürchten hat, durch staatliches Eingreifen künstlich beschleunigt werden[1]).

Obgleich Jevons, wie auch sonst die Freihändler seiner Zeit, erwartete, daß andere Länder dem Beispiel Englands folgen und die Einfuhrzölle abschaffen würden, so sah er doch, daß dies keineswegs gewiß war; und er hat die Wirkung vorausgesagt, die ein gegenteiliges Verhalten für die Zukunft Englands haben würde.

„Das Ausmaß des englischen Fortschritts und sein Ende", sagte er, „müssen wesentlich von der Politik der Kolonien und des Auslandes abhängen. Sollte Frankreich zu einer unvernünftigen Handelspolitik zurückkehren, sollte Europa bei einem Schutzzollsystem bleiben oder es ausbauen; sollte es den Nordstaaten [Amerikas] gelingen, einen Morrill-Zolltarif zugunsten der Pennsylvanischen In-

---

[1]) 1921 erhielt die amerikanische Zollpolitik durch die wachsende politische Bedeutung der Landwirte eine außergewöhnliche Wendung. Die Schutzzöllner haben sich im Kongreß die Unterstützung des „landwirtschaftlichen Blocks" („agricultural block") durch hohe Zölle auf Weizen, Baumwolle, Früchte, Wolle und praktisch alle anderen landwirtschaftlichen Produkte erkauft. Da Amerika jedoch die wichtigeren dieser Waren noch ausführt, sind die Einfuhrzölle darauf bloße Täuschung (make-believe), und diese Entwicklung ist bis jetzt nicht von großer Wirkung. Wichtig ist die Tatsache, daß die amerikanischen landwirtschaftlichen Interessenten sich in der Bundespolitik bemerkbar machen, und daß sie nicht Freihandel, sondern Schutzzoll erstreben! So kann die Industrie, die im schutzzöllnerischen Treibhause zu raschem Wachstum gefördert wurde, gehemmt und durch künstliche Beschränkungen des Angebots an Nahrungsmitteln und Rohstoffen belästigt werden.

dustrie für die Dauer durchzusetzen; und sollte die schutzzöllnerische Tendenz in allen unseren Kolonien zunehmen, so könnte der wirtschaftliche Fortschritt allerdings gewaltig gehemmt werden. Unter solchen Umständen dürfte das gegenwärtige rasche Tempo unserer Entwicklung bald mehr oder weniger abnehmen. Die Einführung der Eisenbahnen, die Aufhebung der Kornzölle, die rasche Besiedlung unserer australischen Kolonien könnten sich als einmalige Ereignisse erweisen. Dann hätten wir uns nach einer Periode schmerzhafter Depression mit einem verlangsamten Fortschritt abzufinden, bei dem es dann für lange, unabsehbare Zeit sein Bewenden haben würde."

Es ist fast unheimlich, wie diese Sätze die Zukunft voraussagten. Der europäische Kontinent, Amerika und die britischen Dominions sind, wie wir wissen, bei ihrer industriellen Schutzzollpolitik geblieben, und der Erfolg entspricht genau der Voraussage von Jevons. Das verlangsamte Wachstumstempo des britischen Kohlenverbrauchs ist zur Zeit dem Wettbewerb anderer Industrieländer und weniger der nahenden Erschöpfung der englischen Kohlenfelder zuzuschreiben.

4. Die Kohlenvorräte der Welt. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts betrug die Kohlenproduktion der Welt durchschnittlich etwa 600 Millionen Tonnen im Jahr. Um 1913 hatte sich das Förderquantum verdoppelt. Von den in diesem Jahr produzierten 1,2 Milliarden Tonnen wurden über 40% in den Vereinigten Staaten gefördert, ungefähr 24% in Großbritannien und etwa 15% in Deutschland. Der Gesamtvorrat der Welt an Steinkohle (hard coal) wird auf rund vier Billionen (4 000 000 000 000) Tonnen geschätzt; das reicht beim gegenwärtigen Verbrauch für mehr als dreitausend Jahre aus. Ungefähr die Hälfte dieser Vorräte soll in den Vereinigten Staaten liegen, ein Viertel in China und etwas mehr als ein Fünftel in Europa. Innerhalb Europas beanspruchte das Vorkriegs-Deutschland mehr als die Hälfte und Großbritannien ein Viertel der vorhandenen Kohlenvorräte. Amerikas Kohlenfelder sollen bei dem jetzigen Produktionsumfang (also nicht nach der Jevonsschen Berechnung der Wachstumsrate) angeblich für zwölf bis fünfzehn Jahrhunderte ausreichen. Der Hauptteil der chinesischen Kohle befindet sich weit im Innern im Shansigebiet; bislang ist sie kaum angerührt, sie kann aber in Zukunft größte Bedeutung erlangen. Den leichter zugänglichen,

näher zur Küste gelegenen Bergwerken Chinas wird bei intensivem Abbau nicht sehr lange Lebensdauer vorausgesagt.

An Hand der Kohlenförderung von 1900 kam ein deutscher Sachverständiger zu dem Urteil, daß „die Kohlenfelder von Mittelfrankreich, Mittelböhmen, Sachsen und Nordengland in 100 bis 200 Jahren erschöpft sein würden; in 250 Jahren würden die anderen britischen, ferner die Waldenburg-Schatzlarer und die nordfranzösischen Kohlenfelder erschöpft sein; in 600 bis 800 Jahren die von Saarbrücken, Belgien, Aachen und Westfalen; und in mehr als 1000 Jahren die oberschlesischen Kohlenfelder“[1]).

Nach einer neueren Schätzung „hat, beim Produktionsumfang von 1913, Großbritannien nur noch Vorräte für fünf oder sechs, Deutschland für 18 bis 20 Jahrhunderte“[2]).

Die Unterschiede zwischen den Schätzungen brauchen uns nicht zu stören. Die Zahlen haben lediglich als rohe Vergleichszahlen über die Größe der in den verschiedenen Weltteilen vorhandenen Vorräte Bedeutung. Niemand kann es vorhersagen, wieviel Kohle in den nächsten fünfzig Jahren gefördert und verbraucht wird. Aber jede Veränderung dieser Menge hat naturgemäß einen Unterschied der Zeitdauer, für die die Vorräte ausreichen werden, zur Folge. In den letzten fünfzehn Jahren vor dem Kriege hat sich die Kohlenproduktion der Welt verdoppelt. Wenn sie sich bis 1995 alle fünfzehn Jahre verdoppeln würde, so würde in diesem Jahr der Verbrauch einen Umfang erreichen, bei dem, wenn er weiter aufrechterhalten wird, die vermutlichen Vorräte der Welt in etwa hundert Jahren erschöpft wären, anstatt sich über dreitausend Jahre zu verteilen!

Offenbar muß also das Tempo, in dem der Kohlenverbrauch bisher gestiegen ist, in nicht allzu ferner Zeit nicht nur in Großbritannien, sondern auch in Amerika und in der ganzen Welt sinken. Die Menschen sind so sehr auf den Wettbewerb eingestellt, daß man diese Tatsache wohl ganz ruhig, wenn nicht mit Jubel aufnehmen wird, während eine

[1]) Frech, P.: angeführt in Teil XI des Anhangs zum „Final Report of the Royal Commission of 1901“.

[2]) Sargent, A. J.: Coal in International Trade, S. 16.

relativ abnehmende Tendenz des eigenen Landes sehr erschrecken würde. Der Fortschritt wird nicht an einem absoluten Standard des Reichtums gemessen, sondern an der relativen Überlegenheit über andere Länder. Vielleicht bietet die Eigenart des internationalen Handels ein wenig Rechtfertigung für diese Art des Kalkulierens.

Aber selbst unter diesem Gesichtspunkt ist die Lage Europas im allgemeinen und Großbritanniens im besonderen ungemütlich. Denn während es durchaus möglich ist, daß die amerikanischen Bergwerke ebenso rasch wie die europäischen erschöpft werden, ist die „Höhe, zu der Amerika ansteigen kann“ (um den Ausdruck von Jevons zu gebrauchen), bedeutend größer als diejenige, die für die Alte Welt erreichbar ist. Amerika soll mindestens die Hälfte der Steinkohlen- und über 90% der Braunkohlenvorräte besitzen. Von der ersteren bewältigt es bereits fast die halbe Weltproduktion. Ein großer Teil seiner Vorräte läßt sich leicht fördern; so daß unmittelbar vor dem Kriege die in Kohlenbergwerken beschäftigten Arbeiter in den Vereinigten Staaten 680 Tonnen im Jahre und pro Kopf förderten, in Großbritannien dagegen 260 und in Deutschland 270 Tonnen. Der Krieg vergrößerte diesen Vorsprung beträchtlich; Deutschlands Kohlenproduktion ist freilich durch den Friedensvertrag vollkommen desorganisiert worden, während sich zwischen 1913 und 1921 die Kosten der britischen vervierfacht und die der amerikanischen nur verdoppelt haben.

5. Der internationale Kohlenhandel. Man sollte meinen, daß Amerika, da die Kohle dort jetzt soviel billiger als anderwärts gefördert werden kann, den internationalen Kohlenhandel ganz beherrschen würde. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Die Frachten sind für eine so massive Ware entscheidend. Die Entfernung Amerikas von europäischen Märkten bedeutet für dieses Land in der Konkurrenz mit englischer Kohle einen schweren Nachteil, der seinen Vorsprung in den Produktionskosten sehr wohl ausgleichen kann; während andere Märkte, wie die in Südamerika und im fernen Osten, aus einem anderen Grunde, den Jevons besonders betonte, für Großbritannien gesichert bleiben

können. Großbritannien importiert noch immer große Mengen schwerer Waren — Nahrungsmittel und Rohstoffe —, und daraus ergibt sich für die Reeder die Notwendigkeit, englische Kohle zu niedrigen Frachten als Ladegewicht oder als Rückfracht in andere Länder zu bringen.

Aber selbst wenn der britische Kohlenexport der Menge nach ganz auf der Vorkriegshöhe bleibt, muß ihm der Wettbewerb der amerikanischen Kohle durch die industrielle Verwendung derselben sehr fühlbar werden. Bleibt die Kohle in Zukunft ein ebenso wichtiger Faktor in der Produktion von Industrieartikeln wie in der Vergangenheit, so wird es Europa schwer fallen, sich gegen die Neue Welt zu behaupten. Es wird aber behauptet, der Einfluß der Kohle sei in der Welt im Verschwinden begriffen. Andere Energiequellen drängen sich in den Vordergrund. Welche Güter können für Kohle substituiert werden? Wie werden sie die internationale Verteilung des Reichtums beeinflussen? Diese Fragen sollen noch beantwortet werden, soweit es der Stand unseres Wissens erlaubt.

6. Ersatzmittel für Kohle. Rohöl und Wasserkraft sind die beiden Kraftquellen, die dabei in erster Reihe in Betracht kommen.

1873 betrug die Weltproduktion an Rohöl weniger als 1500000 Tonnen; 1913 ist sie auf mehr als 50 Millionen, 1920 auf gut über 90 Millionen Tonnen gestiegen. Die Vereinigten Staaten produzierten 1920 64% des Weltangebots und Mexiko 22%. Die Erschöpfung der amerikanischen Ölfelder soll bereits tatsächlich bevorstehen. Eine amtliche Schätzung gibt ihnen noch eine Lebensdauer von zwanzig Jahren. Die Lebensdauer der Kohlenvorräte wird nach Jahrhunderten geschätzt. Mit einer Ölquelle wird nach Monaten gerechnet. Es gibt zwar keine zuverlässigen Angaben über die Ölreserven der Welt, aber allem Anschein nach werden wir wohl auf die Verwendung von Schieferöl angewiesen sein, lange bevor unsere Kohlenvorräte ernstlich gefährdet sind. Einstweilen haben aber die Vereinigten Staaten auch bei diesem Brennstoff den Vorsprung, und ihr nächster Nachbar Mexiko wird ihre Vorräte ergänzen können.

Was Wasserkraft anbelangt, so ist Amerika der alten Welt nicht so überlegen. Eine offizielle Schätzung von 1912 gibt für die Vereinigten Staaten ein Maximum von über 60 Millionen und ein Minimum von über 30 Millionen Pferdekräften an. Der Niagara birgt etwa sechs Millionen Pferdekräfte, was jährlich rund 30 Millionen Tonnen Kohle entspricht. Mithin würde die gesamte Wasserkraft der Vereinigten Staaten gleichbedeutend sein mit 300 bis 150 Millionen Tonnen Kohle im Jahr. Einige englische Sachverständige glauben, daß diese Schätzung sehr übertrieben ist. Aber auch der Vorsichtigste würde zugeben, daß Nordamerika als Ganzes greifbare Reserven an Wasserkraft besitzt, die unter Zugrundelegung des jetzigen Kohlenverbrauchs der Ersparnis von 100 bis 150 Millionen Tonnen Kohle im Jahr gleichkommen[1]). Das bedeutet nicht mehr als ein Viertel der jetzigen jährlichen Kohlenproduktion der Vereinigten Staaten; und wenn wir uns erinnern, daß ein großer Teil der Wasserkraft sich weit im Osten befindet, und daß man sie wirtschaftlicherweise nicht gut weit von ihrer Quelle nutzen kann, so will es scheinen, daß selbst Amerikas große Flüsse und Wasserfälle keinen ausreichenden Ersatz für Kohle bieten.

Ganz Mittel- und Westeuropa zusammen verfügt an Wasserkraft wahrscheinlich über zwanzig bis dreißig Millionen Pferdekräfte, das Äquivalent von mindestens hundert Millionen Tonnen Kohle im Jahr. Die Alpen und die norwegischen und schwedischen Gebirge sind die wichtigsten Kraftquellen. Deutschland soll nur anderthalb und Großbritannien nur eine Million Pferdekräfte besitzen.

Wie in Amerika, so liegt die Wasserkraft auch in Europa in der Hauptsache weit von den Kohlenfeldern und mithin auch von den heutigen Industriezentren entfernt. Diese Entfernungen sind indessen in Amerika viel größer als in Europa, und die Länder um die Alpen herum besitzen daher eine potentielle Kraftquelle, die sie zum Teil entschädigen mag für ihre Unterlegenheit im Kohlenreichtum.

Kein Trost dieser Art bietet sich Großbritannien, dessen unbedeutende Reserven an Wasserkraft auf die unzugäng-

---

[1]) Vgl. Sargent, A. J.: Coal in International Trade, S. 64.

lichsten Teile des Insellandes verstreut sind; es sei denn, daß es wirklich ermöglicht wird, die Energie von Ebbe und Flut an seinen Küsten nutzbar zu machen.

Im allgemeinen ist anzunehmen, daß Wissenschaft und Technik wohl kaum versagen werden gegenüber dem Problem, einen gleichwertigen Ersatz für die Kohle zu finden, wenn diese brave Energielieferantin schließlich erschöpft sein wird. Jevons sah keine Möglichkeit, die Lebensdauer der Kohle durch Sparsamkeit in ihrer Verwendung als Brennstoff zu verlängern, weil solche Ersparnisse stets prompt in Erweiterung der Produktion ausgewertet werden. Zweifellos hatte er unter den Verhältnissen seiner eigenen Zeit Recht. In dem Maße jedoch, wie die Kohle seltener wird und ihr Preis steigt, werden wir zu Sparsamkeit gezwungen. Industrien, die sonst bei steigenden Kohlenpreisen, denen sie nicht gewachsen sind, aufhören müßten, werden mittels Elektrizität aufrechterhalten. Kohle wird ohne Zweifel noch zur Erzeugung von Elektrizität Verwendung finden müssen, wo es an Wasserkraft fehlt; aber das bedeutet eben beträchtliche Ersparnisse an Kohle[1]); und es wird eine reale Ersparnis sein, mit deren Hilfe der Zeitpunkt endgültiger Erschöpfung bis auf weiteres hinausverlegt werden kann.

Es wäre gewiß lächerlich, sich darüber aufzuregen, daß die Welt eines Tages von Brennstoffen entblößt werden könnte; aber die Probleme, die durch den relativen Nachteil Europas in der Brennstoffversorgung aufgerührt werden, sind heute schon sehr realer und bedrohlicher Art[2]). Um diese

[1]) „Wenn der Kraftvorrat im Vereinigten Königreich nach rationellen Geischtspunkten behandelt und die modernste technische Entwicklung ausgenutzt wäre, so würde sich die Kohlenersparnis im ganzen Lande in der nächsten Zukunft bei der jetzigen Produktion von Fabrikwaren auf 55000000 Tonnen pro Jahr belaufen.“ — „Final Report of the Coal Conservation Committee to the Ministry of Reconstruction,“ Cd. 9084 (1918).

[2]) [Auf die Braunkohle als Substitut der Steinkohle (durch Verarbeitung zu Koks, Gas, Öl und Elektrizität) sei bloß hingewiesen. Auch damit ist Nordamerika weitaus am besten versorgt; in Europa steht Deutschland an erster Stelle, während es in England nur minimale Braunkohlenläger gibt.]

nachteilige Lage im vollen Umfang zu sehen, müssen wir uns einem anderen Bergwerksprodukt zuwenden, dem großen Verbündeten der Kohle in der Beherrschung der Welt — dem Eisen.

7. *Eisen.* Viele Engländer scheinen manchmal des Glaubens zu sein, daß das Vorhandensein von Kohle und Eisen dicht beieinander in verschiedenen Teilen Großbritanniens von der Vorsehung besonders eingerichtet worden sei zur Bequemlichkeit der Einwohner. Sicherlich ist der Eisenindustrie Englands durch diese örtliche Verbindung ein guter Anstoß zuteil geworden, und auch der Bau von Eisenbahnen und Schiffen, die jetzt das Erz aus verhältnismäßig großer Entfernung zur Kohle bringen, wurde dadurch gefördert. Nun scheint aber die Vorsehung auf seiten der Vereinigten Staaten zu stehen. Etwa 85% des dort geförderten Erzes kommt von den Küsten des Superiorsees und wird in Dampfern zum Eriesee befördert, wo es entweder mit der Kohle zusammentrifft oder mit der Bahn nach Pittsburg weitergesandt wird. 1913 produzierten die Vereinigten Staaten rund 40% des Roheisens der Welt. Zwischen 1900 und 1913 stieg ihre Förderung von vierzehn auf über dreißig Millionen Tonnen, während diejenige Deutschlands von acht auf zwanzig Millionen und die britische von neun auf etwas über zehn Millionen stieg. Das Vorkriegs-Deutschland bekam seine Eisenerze meist aus Lothringen und das übrige aus Luxemburg, aus dem Erzbecken von Briey in Frankreich, aus Schweden und Spanien. Großbritannien erzeugte zwei Drittel des Erzes, das es konsumierte, und hat den Rest aus Schweden und Spanien importiert.

Die Amerikaner behaupten, daß sie im Gebiet des Superiorsees etwa fünfundsiebzig Milliarden Tonnen hochhaltiger Erze besitzen und das Drei- oder Vierfache an geringhaltigen. Beim heutigen Verbrauchsumfang würde das für drei- oder viertausend Jahre reichen.

Nach der Schätzung der Geologen gibt es in Europa über fünfzig Milliarden Tonnen abbaufähiger Erze. Das meiste davon ist aber nicht hochhaltig. In Großbritannien z. B. sind sehr große Reserven geringhaltiger Erze vor-

handen, auf die zurückgegriffen werden kann, wenn die reichhaltigeren schwedischen und spanischen Erze so weit erschöpft sind, daß ihr Preis untragbar wird. Die Tatsache, daß England heute einen großen Teil seines Bedarfs importiert, beweist, daß der Qualitätsunterschied wichtig genug ist, um die Transportkosten einer sehr schweren Fracht aufzuwiegen.

Wie ersichtlich, besitzt Amerika in Eisen wie in Kohle einen natürlichen Vorsprung vor Europa, der sich in kommenden Jahren wohl noch vergrößern wird. In der industriellen Produktion, in der diese beiden Bergwerksprodukte wichtige Rolle spielen, wird sich die übervolle Bevölkerung der Alten Welt der Schwierigkeiten bewußt werden müssen, daß sie um die lebensnotwendigen Nahrungsmittel und Rohstoffe gegen die immensen Naturschätze Amerikas konkurrieren muß.

8. Das britische Problem. Mitteleuropa steckt noch mitten in den Nachkriegsschwierigkeiten; niemand kann voraussehen, wie sich die Zukunft dieser reich bevölkerten Länder gestalten wird. England dagegen ist im Begriff, das normale Bild seines Wirtschaftslebens zurückzugewinnen. Wie stellt es sich also hinsichtlich der Versorgung mit Nahrungsmitteln, Brennstoffen und Rohmaterialien, von denen es für den Unterhalt seiner großen Bevölkerung wie kein anderes Land abhängig ist?

Für fast zwei Drittel seiner Nahrung hängt England von anderen Ländern ab. Das Angebot ist aber elastisch, d. h. eine geringe Preissteigerung dürfte wohl eine beträchtliche Steigerung des Angebots hervorrufen. Diesen großen Nahrungsmittelimport muß es mit seinem Export bezahlen, der hauptsächlich aus Industrieprodukten, Kohle und Diensten (Schiffahrt, Bank- und Versicherungsleistungen usw.) besteht. Für die Industrien bedarf es der Rohstoffe, die zumeist importiert werden müssen. Die wichtigsten sind Baumwolle, die im Preise steigt und deren Angebot unelastisch ist; Wolle, die zur Zeit erfreulich reichlich ist, die aber vom Vorhandensein großer freier Flächen abhängt und der die Verdrängung durch Ackerwirtschaft und Meierei-

betrieb droht; Eisenerz, von dem ein Drittel bis die Hälfte des englischen Bedarfs importiert wird, obwohl das Land selbst große Lager geringhaltiger Erze besitzt; und Kohle, die es selbst produziert und außer ihrer Verwendung als ein höchst wichtiges Produktionselement in der eigenen Industrie auch in großen Mengen exportiert.

Die Frage, auf die es uns ankommt, lautet: Kann eine rasch wachsende Bevölkerung durch Industrien ernährt werden, die ihre Rohstoffe zu steigenden Preisen importieren, ihre Kohle daheim mit wachsenden Kosten gewinnen und im Wettbewerb stehen mit gleichartigen, von Natur wesentlich begünstigten Industrien in Amerika?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir die Natur des internationalen Handels begreifen. Zwei Länder treiben Handel miteinander, wenn sie in der Produktion verschiedene relative (komparative) Vorzüge besitzen. Wenn eine gegebene Menge Kapital und Arbeit in Amerika gerade zweimal soviel Weizen und zweimal soviel Roheisen erzeugen könnte wie in England, so würde es keinen Zweck haben, diese beiden Waren zwischen den beiden Ländern zu tauschen. Wenn aber dieselben Mengen Kapital und Arbeit in Amerika zweimal soviel Weizen und nur anderthalbmal soviel Roheisen erzeugten, dann würde es sich für beide Länder lohnen, amerikanischen Weizen gegen englisches Roheisen zu tauschen. Dies ist ein einfaches Beispiel für das sogenannte „Gesetz der komparativen Kosten" (Law of Comparative Costs). Der springende Punkt ist der, daß ein Land Güter exportieren kann und häufig exportiert, bei deren Produktion es absolut schlechter daran ist als das Land, in das die Güter gehen.

Der internationale Handel setzt sich praktisch aus einem großen Komplex von Geschäften zusammen, an dem viele Nationen beteiligt sind. Der vereinfachte Fall, den wir als Beispiel gewählt haben, wird es uns jedoch ermöglichen, mit der Frage, die uns eben beschäftigt, fertig zu werden.

Die Antwort darauf lautet, daß Großbritannien unter bestimmten Bedingungen mit Amerika weiter konkurrieren kann. Bisher ruhte sein Außenhandel, wie wir gesehen

haben, auf vergleichsweise günstigen Voraussetzungen. Die rasche Entwicklung neuer Produktionsgebiete für Nahrungsmittel und Rohstoffe hat die Entfaltung seiner Industrien und zugleich den Austausch seiner Produkte unter zunehmend vorteilhaften Bedingungen gegen die Produkte agrarischer Länder ermöglicht. Jetzt zeigen sich Symptome eines Umschwungs, und England wird sich neuen Verhältnissen anzupassen haben. Kann es seine wirtschaftliche Stellung nicht durch überlegene Tüchtigkeit oder größere Tatkraft und Unternehmungsgeist aufrechterhalten, so muß es das durch Verringerung der Kosten, einschließlich der Arbeitskosten, tun. Es ist nicht gut, unangenehme Tatsachen zu ignorieren. Herabsinken der Lebenshaltung gehört zum größten Unglück, das einem Volk zustoßen kann. Aber je weniger man es vorhersieht, um so größer ist das Elend, das daraus entsteht. Die Gefahr besteht darin, daß sich die Bevölkerung Europas im allgemeinen und Großbritanniens im besonderen nahezu automatisch weiter vermehren kann, wenn auch die Beschäftigungsmöglichkeit bei angemessener Lebenshaltung zusammenschrumpft. Die Auswanderung bietet unter solchen Umständen ein sehr geringes Maß von Erleichterung, wie wir es im nächsten Kapitel sehen werden. Aber ein gut organisiertes Volk, das in die Zukunft schaut und planvoll handelt, sollte wohl imstande sein, sich mit einem Mindestmaß an Leiden und Ungemach an veränderte Umstände anzupassen.

Jevons hat das folgende Zitat aus Adam Smith auf sein Titelblatt gesetzt:

„Der fortschrittliche Zustand ist in Wahrheit der erfreuliche und gesunde Zustand für alle Gesellschaftsordnungen; der stationäre ist unerfreulich; der niedergehende sehr traurig."

Zweifellos steckt hierin ein Stück Wahrheit. Aber der fortschrittliche Zustand ist auch ein solcher der Unzufriedenheit und der Ungerechtigkeit, wenn dabei die Reichen noch reicher und die Armen relativ, wenn nicht gar absolut, ärmer werden. Wir sind so sehr darauf eingestellt gewesen, Reichtümer anzuhäufen und mit wachsender

Geschwindigkeit um die Erde zu sausen, daß wir dem rationellen Gebrauch der Dinge, die wir erlangt haben, zu wenig Aufmerksamkeit schenkten. Der stationäre Zustand, wenn wir zu einem solchen gelangen sollten, mag sich nicht als ein unerfreulicher, sondern als ein ruhiger erweisen, ein Zustand, in welchem wir die Schätze einer wahren Zivilisation zum erstenmal genießen werden. Wir können voller Hoffnung sein für die Zukunft, wenn wir der Lage, in die wir uns versetzt finden, mit Mut und Vernunft ins Antlitz sehen. Aber eines ist wesentlich, wenn ein stationärer Zustand erträglich sein soll: auch die Bevölkerungszahl muß stationär sein.

Sechstes Kapitel.

Das Bevölkerungswachstum.

1. Die Schwankungen der Geburtenrate. Hazlitt stellt ein Zitat aus einem Gespräch mit Johnson [einem englischen Schriftsteller] an die Spitze seiner Schrift gegen Malthus („Reply to Malthus"), das in dem Satz gipfelt, daß „Geburten zu allen Zeiten in gleichem Verhältnis zur gleichen Bevölkerungszahl stehen", denn „nicht aus Klugheit und Überlegung heiraten die Menschen, sondern aus Neigung", und „sie können nicht mehr Kinder haben, als sie kriegen können". Inwiefern damit die Malthussche Lehre widerlegt werden sollte, ist nicht ganz ersichtlich, aber Hazlitt sah darin offenbar ein Exempel höchster Weisheit. Andererseits sagt uns der Statistiker Udny Yule, daß für ihn „dieses merkwürdige Diktum durch die Erfahrung aller Völker widerlegt sei, über die wir Zahlen für genügend lange Zeit und von ausreichender Exaktheit besitzen"[1]).

Nun sind Statistiken und besonders Bevölkerungsstatistiken (vital statistics), wie man Zahlen über Geburten, Todesfälle und Verehelichungen zu nennen pflegt, voller Irrtumsquellen; und wir sind auch nicht ängstlich, einem Statistiker auf seinem eigenen Feld zu begegnen. Zweifellos ist der Statistiker im Recht, wenn er die Exaktheit der obigen

[1]) „The Fall of the Birth-rate" von G. Udny Yule.

Behauptung bestreitet. Nichtsdestoweniger war diese offenbar von dem robusten, für Johnson charakteristischen gesunden Menschenverstand (common sense) inspiriert und scheint auch, abgesehen von der in einem Gespräch zulässigen Übertreibung, im wesentlichen richtig gewesen zu sein. Seit etwa 1880 hat sie unter dem Einfluß der westlichen Zivilisation aufgehört richtig zu sein. Dies ist eine Tatsache von allergrößter Bedeutung, auf die wir gleich noch zurückkommen werden. Der Umschwung ist Einflüssen zu verdanken, von denen Dr. Johnson nichts wußte und die man folglich gegen ihn nicht anführen darf.

Gregory King, aus dessen Beobachtungen über die Lage Englands im Jahre 1696 wir einiges im ersten Kapitel angeführt haben, hat das Verhältnis der jährlichen Geburtenzahl zur Gesamtbevölkerung auf eins zu achtundzwanzig geschätzt. Setzen wir an Stelle dieser Proportion, um sie mit neueren Zahlen vergleichbar zu machen, das Verhältnis 35,75 auf je 1000.

Nun gibt es in England standesamtliche Listen (civil registration) über Geburten erst seit 1837, und die Anmeldung war vor 1874 nicht obligatorisch; die nachfolgenden Zahlen sind aber dennoch wohl exakter als die des Gregory King. Danach belief sich die jährliche Geburtenhäufigkeit in England und Wales:

Im Durchschnitt von	Geburten pro 1000 Lebende aller Altersklassen	Im Durchschnitt von	Geburten pro 1000 Lebende aller Altersklassen
1841—1850	34,6	1881—1885	33,5
1851—1855	33,9	1886—1890	31,4
1856—1860	34,4	1891—1895	30,5
1861—1865	35,1	1896—1900	29,3
1866—1870	35,3	1901—1905	28,2
1871—1875	35,5	1906—1910	26,3
1876—1880	35,3	1911—1915	23,6

Die Statistiker warnen davor, dem Steigen der Geburtenhäufigkeit vor 1876 zuviel Bedeutung beizumessen, da es fraglich erscheint, wie weit es der wachsenden Vervollständigung der Geburtenregister zuzuschreiben ist. Auf das Sinken der

Geburtenrate nach 1880 kommen wir später zurück. Hier sei die Aufmerksamkeit des Lesers besonders auf die merkwürdige Übereinstimmung zwischen den Schätzungen Gregory Kings über die Geburtenrate im Jahre 1696 und den zwischen 1841 und 1880 tatsächlich ermittelten Raten hingewiesen.

Gewiß machen kleine Änderungen in der Geburtenhäufigkeit pro 1000 Einwohner sehr beträchtliche Unterschiede der gesamten Bevölkerungszahl aus. Von 1861—1871 wuchs die Einwohnerzahl Großbritanniens von 23 auf 26 Millionen. Jedes Baby mehr auf je tausend Einwohner hätte also in jenem Jahrzehnt ein Mehr an Geburten von rund einer viertel Million bedeutet. Im Vergleich zu den Veränderungen der Sterblichkeitsziffer sind aber solche mögliche Variationen der Geburtenhäufigkeit von geringer Bedeutung.

2. Schwankungen der Sterblichkeitsziffer. Gregory King behauptet, daß es zu seiner Zeit jährlich ein Begräbnis auf etwa je zweiunddreißig Einwohner gab, wozu noch jährlich etwa zehntausend weitere Todesfälle wegen Seuchen, Krieg und Schiffbrüchen zu rechnen seien. Dieser Zusatz erhöht die Schätzung der Sterblichkeitsrate auf eins zu dreißig, d. h. auf 33,3 pro 1000 Einwohner, was so ziemlich der Geburtenrate des neunzehnten Jahrhunderts gleichkommt!

Man vergleiche damit die jährliche Sterblichkeitsrate seit 1851:

Im Durchschnitt der Jahre	Todesfälle pro 1000 Lebende aller Altersklassen	Sterblichkeit der Kinder unter 1 Jahre pro 1000 Geburten
1851—1855	22,7	156
1856—1860	21,8	152
1861—1865	22,6	151
1866—1870	22,4	157
1871—1875	22,0	153
1876—1880	20,8	145
1881—1885	19,4	139
1886—1890	18,9	145
1891—1895	18,7	151
1896—1900	17,7	156
1901—1905	16,0	138
1906—1910	14,7	117
1911—1915	14,3	110

Man sieht, die Sterblichkeitsrate ist von 1696 bis 1851, wenn Kings Schätzungen einigermaßen richtig sind, um ein Drittel gesunken, und sie hat sich seit 1861—1865 stetig vermindert, was ein weiteres Sinken um mehr als ein Drittel ausmacht. Die Zahlen für die Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre sind auch angeführt, weil diese Altersklasse die höchste „Mortalität" aufweist. Bezeichnenderweise hat es in dieser Hinsicht bis um die letzte Jahrhundertwende keinen großen Fortschritt gegeben.

3. Vergleich zwischen Geburten- und Sterblichkeitsrate in ihrem Einfluß auf das Bevölkerungswachstum. Nun könnten aber Gregory Kings Schätzungen hoffnungslos falsch sein. Vielleicht hat er sowohl die Geburtenrate als auch die Sterblichkeitsziffer viel zu hoch geschätzt. Freilich, wenn er bezüglich der einen sich irrte, so war er auch bei der anderen im Irrtum, denn die Bevölkerungsvermehrung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts entspricht im großen und ganzen der Vermehrungsrate, die sich aus seinen Angaben ergibt. Die Bevölkerung von England und Wales wird für das Jahr 1600 auf etwa 5 Millionen geschätzt; sie betrug 1700 etwa fünf und eine halbe Million; 1750 etwa sechs und eine halbe Million; 1800 waren es acht Millionen neunhunderttausend; 1901 etwa zweiunddreißig und eine halbe Million. Offenbar müssen sich Geburtenrate und Sterblichkeitsrate während des 17. Jahrhunderts ziemlich gleich gewesen sein, und muß seit 1750 entweder eine große Zunahme der Geburtenzahl oder eine große Abnahme der Sterblichkeitszahl oder beides eingetreten sein.

Das einzige Land, das für einen langen Zeitraum zuverlässige Bevölkerungsstatistik besitzt, ist Schweden. Es empfiehlt sich folglich, das Beispiel, das dieses Land für die Änderungen der Geburtenrate bietet, heranzuziehen. In folgendem geben wir die Zahlen der ehelichen Geburten in Schweden auf je 1000 verheiratete Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren:

1756—1765	251	1796—1805	232	1836—1845	235	1876—1885	240
1766—1775	240	1806—1815	232	1846—1855	241	1886—1895	231
1776—1785	242	1816—1825	253	1856—1865	248	1896—1905	219
1786—1795	245	1826—1835	240	1866—1875	235		

Wie man sieht, sind zwar die Zahlen veränderlich, die Änderungen sind jedoch bis zu dem plötzlichen Sturz in der letzten Periode unregelmäßig und nicht bedeutend.

In einem friedlichen und festbesiedelten Land mit starker Auswanderung wie Schweden kann man wohl eine konstante Geburtenrate erwarten. Sehen wir uns also als letztes Beispiel für diese Frage Australien an. Geburtenrate und Sterblichkeitsziffer waren hier für vier Jahrzehnte wie folgt:

	Geburtenrate	Sterblichkeitsrate	Natürliche Bevölkerungszunahme
1861—1865	41,92	16,75	25,17
1866—1870	39,84	15,62	24,22
1871—1875	37,34	15,26	22,08
1876—1880	36,38	15,04	21,34
1881—1885	35,21	14,79	20,42
1886—1890	34,43	13,95	20,48
1891—1895	31,52	12,74	18,78
1896—1900	27,35	12,39	14,96
1901—1909	26,35	—	—

Hier ist also die Geburtenrate rascher und stärker gesunken als die Sterblichkeitsziffer. Der Ausspruch des Dr. Johnson (vgl. oben S. 85) verliert, wenn es sich um Australien handelt, offenbar jedwede Gültigkeit. Es liegen jedoch besondere Umstände vor, die die hohe Gebürtlichkeit der Jahre 1861—1875 als abnorm erscheinen lassen. In den fünfziger und sechziger Jahren ergoß sich eine Einwanderungswelle über Australien, und zweifellos führen gesunde Einwanderer eine zeitweilige Steigerung der Geburten- und Abnahme der Sterblichkeitsziffer herbei. Das Ergebnis ist mithin einer Veränderung in der Zusammensetzung [Altersaufbau] der Bevölkerung zu verdanken. Die Geburtenziffer steigt, weil ein größerer Teil der Bevölkerung im zeugungsfähigen Alter steht. Die Sterblichkeitsrate nimmt ab, weil die Bevölkerung im ganzen jünger ist als in den alten Ländern. Es ist auch bezeichnend, daß zwischen 1880 und 1890, nachdem sich die großen Einwanderungen ausgewirkt haben, die Geburtenziffer mit derjenigen von England und Wales vergleichbar wurde.

Bedauerlicherweise hat Amerika bis vor kurzem keine Bevölkerungsstatistik geführt, die dort jene Bevölkerungsvermehrung hätte beleuchten können, die auf Malthus und seine Zeitgenossen so großen Eindruck gemacht hat.

Ohne auf näheren Beweis einzugehen, mag die Behauptung gewagt werden, daß die ungeheure Vermehrung der europäischen und amerikanischen Bevölkerung im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte weit eher der gesunkenen Sterblichkeit als Änderungen der Geburtenzahl zuzuschreiben ist. „Die Armut“, schrieb Adam Smith an der oben (im I. Kap.) zitierten Stelle, „. . . scheint der Vermehrung sogar günstig zu sein. Eine halbverhungerte Hochländerin bringt oft mehr als zwanzig Kinder zur Welt, während eine wohlgenährte feine Lady ebensooft unfähig ist, ein einziges zu gebären, und im allgemeinen nach zwei oder drei erschöpft ist . . . Allein die Armut ist, sowenig sie die Vermehrung hemmt, höchst ungünstig für die Aufzucht der Kinder . . . Es ist, wie man mir oft gesagt hat, im schottischen Hochlande nichts Ungewöhnliches, daß eine Mutter, die zwanzig Kinder geboren hat, nicht zwei am Leben behält . . .“

4. Die vorbeugenden Hemmungen der Bevölkerungsvermehrung. Es ist bemerkenswert, daß die moderne Zivilisation bis auf die letzten Jahre die von Malthus so genannten „präventiven Hemmnisse“ der Bevölkerungsvermehrung abgeschwächt und die Menschen, insbesondere die Armen, ermutigt hat, mehr Kinder in die Welt zu setzen, als die Erde ernähren kann. Carr-Saunders[1]) hat eine Fülle von Material gesammelt, aus dem hervorgeht, daß überall bei Naturvölkern entweder Abtreibung und Kindermord oder längere Enthaltung vom ehelichen Verkehr in solchem Maße praktiziert wird, um das Bevölkerungswachstum wesentlich zu hemmen. Bis ins Mittelalter war die eine oder andere dieser Methoden überall gebräuchlich. An ihre Stelle trat dann in Europa das späte Heiraten. Die sozialen Sitten des mittelalterlichen Europas scheinen gegen frühes Heiraten gerichtet gewesen zu sein. Der unverheiratete Arbeiter lebte am Bauernhofe

1) „The Population Problem“ von A. M. Carr-Saunders, London 1920.

oder bei seinen Eltern und hatte auf das Freiwerden einer Stelle durch Todesfall zu warten, um sich selbständig machen zu können. Freizügigkeit gab es nicht allgemein, und die Arbeitsmöglichkeiten in der Fremde waren nicht dazu angetan, zur Wanderung zu locken. Die Dienstboten des Adels haben allerdings eine Ausnahme von dieser Regel gebildet. Sie waren zwar häufig weniger fest ansässig, hatten aber, wie Bedienstete auch heutzutage, die Tendenz, unverheiratet zu bleiben. Unter solchen Umständen heirateten die meisten Männer und Frauen in verhältnismäßig vorgerücktem Alter, und viele kamen überhaupt nicht dazu. Die religiösen Orden sind eine Zufluchtsstätte mancher von diesen unfreiwillig Ehelosen geworden und haben manche anderen, denen das Heiraten möglich gewesen wäre, zu sich gezogen.

Möglicherweise sind die Präventivmaßnahmen primitiver Gemeinwesen durch die Ausbildung dieser gesellschaftlichen Hemmungen überflüssig geworden, und der Stillstand des Bevölkerungswachstums im Mittelalter hat die Menschen die Schrecken der Überbevölkerung vergessen lassen. Möglicherweise haben das Eintreten der katholischen Kirche zugunsten großer Kinderzahl und Luthers Wort „Lasset Gott sorgen“ wesentliche Rolle gespielt in der sozialen Geschichte. Vielleicht war es der Bedarf an Soldaten, um für die Könige und Kaiser Kriege führen zu können, der die Gebräuche, die der Bevölkerungsvermehrung im Wege standen, beseitigte. Oder vielleicht war es das Heranwachsen der Industrien, die dem Arbeiterüberschuß des Landes ein Ventil öffneten und neue Nachfrage nach Arbeitskräften schufen. Alle diese Faktoren mögen zusammengewirkt haben, um jene ungehemmte Geburtenrate zustande zu bringen, die man solange als die für die Menschheit normale ansah.

5. Unterbevölkerung. Es drängt sich hier die Frage auf, weshalb wir so selten von der Gefahr einer Unterbevölkerung sprechen. Es ist z. B. offenkundig, daß Amerika ein sehr viel wohnlicheres Land geworden ist mit hundert Millionen Einwohnern, als es mit wenigen tausend oder auch mit wenigen Millionen war. War es also damals nicht unterbevölkert?

Die Antwort darauf lautet, daß die Vermehrungsfähigkeit der Bevölkerung eine so starke ist, um jede Lücke, die sich auftun könnte, sehr bald auszufüllen. Zwischen 1906 und 1911 hat sich die Bevölkerung der Welt in einem solchen Tempo vermehrt, daß sie sich dabei in etwa sechzig Jahren verdoppeln würde; und es ist ausgerechnet worden, daß bei solcher Vermehrungsrate die heutige Weltbevölkerung von 1694000000 in 1782 Jahren von einem einzigen Menschenpaar herstammen könnte. Amerika ist ein wirklich schlagendes Beispiel für die Reproduktivkraft der Menschen. Die Entwicklung eines Landes nimmt Zeit in Anspruch. Hätte man auf einmal hundert Millionen oder auch nur zehn Millionen Menschen auf den jungfräulichen Boden Amerikas verpflanzt, so hätte das für die große Mehrzahl derselben den Hungertod bedeutet. Die Ansiedler mußten mit Werkzeugen ausgerüstet und riesige und verwickelte Organisationen mußten aufgebaut werden, um sie mit europäischen Produkten zu versorgen, während sie die Produktivkräfte des neuen Kontinents zur Entfaltung brachten. In allen Stadien der Entwicklung Amerikas gab es dort und in Europa genügend Menschen, um die jeweils rascheste Entwicklung zu ermöglichen. Die Eröffnung neuer Quellen für die Beschaffung der Subsistenzmittel hat nicht nur in Amerika selbst, sondern auch in Europa eine ungeheure Vermehrung der Menschen hervorgerufen. Bedarf es einer plausibleren Bestätigung der Malthusschen Lehre? Gewiß sind solche Teile der Welt besser bewohnbar geworden, seitdem die Zahl der Einwohner gestiegen ist; dies ist jedoch nicht der steigenden Zahl allein, sondern auch den verbesserten Produktionsmethoden zu verdanken. Auf allen Entwicklungsstufen gab es zum mindesten so viel Bevölkerung, als ohne Herabsetzung des Lebenshaltungsniveaus versorgt werden konnte.

6. Die sinkende Geburtenrate. Wenn aber, wie es in den vorangehenden Kapiteln angedeutet wurde, der außerordentliche Menschenbedarf, den die Entfaltung Amerikas hervorgerufen hat, reichlich gedeckt ist, wie soll dann das weitere Wachstum eingedämmt werden? Haben wir dann zwischen

der primitiven Hemmung durch Kindermord, der mittelalterlichen durch Spätheirat und zwangsweise Ehelosigkeit oder der positiven durch hohe Sterblichkeit besonders der Kinder zu wählen? Auf eine erfreulichere Lösung als diese alle deutet die am Anfang dieses Kapitels angeführte Statistik. Aus ihr ist zu ersehen, daß in England und Wales die Geburtenrate seit 1876 um etwa ein Drittel gesunken ist, während die Sterblichkeitsziffer beinahe um ebensoviel wie die der Geburten fiel[1]). Die verminderte Sterblichkeit hat somit die verringerte Geburtenzahl beinahe kompensiert, so daß die „natürliche Wachstumsrate" — d. h. der Überschuß der Geburten über die Todesfälle — von ihrem höchsten Stand von 14 im Durchschnitt der Dekade 1871—1880 sich bloß auf 11,8 im Jahrzehnt 1900—1910 vermindert hat. Die Sterblichkeitsrate kann jedoch nicht bis auf Null sinken, es sei denn, daß Godwins Traum verwirklicht wird und wir unsterblich werden; wenn also die Geburtenhäufigkeit weiter sinkt, muß sich der Geburtenüberschuß vermindern und möglicherweise zu einem Geburtendefizit werden.

Diese Abnahme der Geburtenhäufigkeit ist keine Eigentümlichkeit Englands, sondern ist in jedem europäischen Lande und sogar in den meisten Teilen der Neuen Welt, die von Europäern bewohnt sind, mehr oder weniger in Erscheinung getreten. In Frankreich sinkt die Geburtenrate seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Im Durchschnitt der Jahre 1811—1820 betrug sie dort 31,8; 1841—1850

---

[1]) [Die entsprechenden Ziffern für Deutschland sind:

Im Durchschnitt der Jahre	Absolute Zahl der		Auf 1000 Einwohner kamen		
	Geborenen	Gestorbenen	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuß
1851—1860	1 340 000	1 014 000	36,8	27,8	9,0
1861—1870	1 532 000	1 124 000	38,8	28,4	10,3
1871—1880	1 744 000	1 233 000	40,7	28,8	11,9
1881—1890	1 799 000	1 247 000	38,2	26,5	11,7
1891—1900	1 964 000	1 234 000	37,3	23,5	13,9
1901—1910	2 061 000	1 195 000	33,9	19,7	14,3
1920	1 652 000	985 000	26,7	15,9	10,8
1921	1 611 000	911 000	26,1	14,8	11,3
1922 (vorläuf. Zahlen)	1 447 000	928 000	23,6	15,1	8,5

Vgl. Statistisches Jahrbuch f. d. Deutsche Reich, Jahrgang 1923, S. 35 und 26.]

betrug sie 27,4; 1871—1880 25,4; und 1901—1910 war sie 20,6. Die Bevölkerungszahl Frankreichs verändert sich seit dreißig Jahren so gut wie gar nicht. Dies stellt jedoch einen Ausnahmefall dar. Frankreich ist in weitem Ausmaß selbstgenügsam und ist dementsprechend von der wirtschaftlichen Expansion in Amerika, die das Bevölkerungswachstum der meisten andern Länder stimulierte, nicht mitgerissen worden. Die Franzosen sind ein sparsames Volk, und der Besitzinstinkt macht die Menschen zur Beschränkung der Kinderzahl geneigt. Obendrein soll das Gesetz, das eine Teilung des Grundbesitzes für Todesfall vorschreibt, wesentlich in der gleichen Richtung wirken, weil die Leute es nicht wünschen, daß ihre Höfe in kleine Parzellen zerstückelt werden.

In vielen andern Ländern ist die Abnahme der Geburtenziffer ein charakteristisches Merkmal der letzten vierzig oder fünfzig Jahre gewesen. Zwischen 1871—1880 und 1901 bis 1910 fiel die Geburtenrate in Dänemark von 31,4 auf 28,6; in Norwegen von 31,0 auf 27,4; in Schweden von 30,5 auf 25,8; in Finnland von 37,0 auf 31,2; in Österreich von 39,0 auf 34,7; in der Schweiz von 30,7 auf 26,9; in Deutschland von 40,7 auf 33,9; in Holland von 36,2 auf 30,5; in Belgien von 32,3 auf 26,1; in Italien von 36,9 auf 32,7; in Australien von 36,1 auf 26,5 und in Neuseeland von 40,5 auf 26,8.

Die Vereinigten Staaten besitzen, wie bereits erwähnt, keine [weit zurückreichenden] Aufzeichnungen über Geburten, Todesfälle und Eheschließungen; ungefähre Angaben über die Gesamtbevölkerungszahl gibt es jedoch für jedes Jahrzehnt seit 1800. Es sind dies die folgenden Zahlen:

	Millionen	Bevölkerungswachstum in Prozenten		Millionen	Bevölkerungswachstum in Prozenten
1800	5,3	—	1870	38,5	23
1810	7,2	36	1880	50,1	30
1820	9,6	33	1890	62,6	25
1830	12,9	34	1900	75,7	21
1840	17,1	33	1910	91,9	21
1850	23,2	36	1920	105,7	15
1860	31,4	36			

Ohne des näheren auf Zahlen einzugehen, kann man wohl bestimmt annehmen, daß dieses Sinken der Wachstumsrate durch Schwankungen der Einwandererzahl allenfalls etwas modifiziert, aber nicht erklärt wird. Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß sich in den Vereinigten Staaten die Abnahme der Geburtenhäufigkeit ebenso geltend macht wie in Europa und den englischen Dominions.

7. Einige Erklärungen für das Sinken der Geburtenrate. Was nun die Ursachen dieser sinkenden Geburtenhäufigkeit (besonders in England) anbelangt, so scheinen alle Statistiker darüber einig zu sein, daß sie in der Hauptsache abnehmender Kinderzahl der Durchschnittsfamilie zuzuschreiben ist. Dies mag zum Teil durch Aufschub des Heiratsalters bedingt sein; während aber [in England] etwa 17% diesem Grund zugeschrieben werden kann, ist etwa 70% auf verminderte Fruchtbarkeit der verheirateten Frauen zurückzuführen[1]).

Damit hört die Einigkeit der Statistiker auf. Jeder hat seine eigene Meinung über die Ursachen des Geburtenrückganges, den sie als Tatsache alle anerkennen. Der englische Statistiker Yule hat eine interessante Theorie, wonach die Geburtenrate parallel mit den Preisen fällt. „Der Zusammenhang ist ein wirtschaftlicher und wirkt vermutlich eher durch psychologische als durch physiologische Momente.“ Daß der Zusammenhang ein vollkommen bewußter oder, wie man heute zu sagen pflegt, voluntaristischer sei, das bezweifelt und sogar bestreitet er. Ein anderer Statistiker macht die schmeichelhafte Annahme, daß die Schwankungen der menschlichen Fruchtbarkeit jenen Ausbrüchen der vitalen Energie ähnlich seien, die sich in Feldmaus- und Heuschreckenplagen äußern. Über die Gründe dieser verschwenderischen Manifestationen des Lebens weiß man allem Anschein nach sehr wenig; eine ähnliche Anomalie ist jedoch bei gewissen Fisch-

---

[1]) [In Deutschland kamen im Durchschnitt der Jahre 1851—1860 7,8 Eheschließungen auf 1000 Einwohner; 1901—1910 8,0; 1922 11,1. Also zunehmende Eheschließungszahl und wohl auch, mindestens in den letzten Jahren, Abnahme des durchschnittlichen Heiratsalters. Der Anteil der unehelichen Geburten an der Geburtenzahl ist in Deutschland ziemlich konstant.]

arten beobachtet worden, und in diesem Fall hat ein norwegischer Naturforscher, Dr. J. Hjort, eine befriedigende Erklärung gefunden. Dr. Hjort hat 1908 festgestellt, daß nahezu alle Stockfische — deren Alter man aus ihren Kiemen ersehen kann —, die seine Landsleute gefangen haben, aus dem Jahre 1904 stammen. Dann hat er 1913 außerordentlich viel einjährige Stockfische an der norwegischen Küste gefunden, und seitdem hat in den Fängen die 1912er Brut sehr stark überwogen. Bei näherer Untersuchung dieser scheinbaren Fruchtbarkeitsschwankungen entdeckte Dr. Hjort, daß die Spaltalgen (Diatomeen), von denen sich die jungen Stockfische zuerst nähren, in ihrer Ausbreitung sehr stark variieren; und er nimmt an, daß in den Jahren 1904 und 1912, als die kleinen Stockfische sich zu ernähren begannen, zufällig eine große Menge dieser Spaltalgen zur Verfügung stand, mit dem Erfolg, daß ein ungewöhnlich großer Bruchteil der Fische am Leben blieb. Wenn nun irgendeine Erklärung dieser Art auf die Feldmäuse und auf die Heuschrecken anwendbar ist, so würde uns die Analogie mit diesen interessanten Lebewesen lediglich zur Malthusschen Hypothese zurückbringen, daß die Bevölkerung bis an die Grenze der Subsistenzmittel wächst.

Am meisten verbreitet ist die Erklärung für das Sinken der Geburtenhäufigkeit, daß seit den 70er Jahren die Kenntnis der Mittel, mit deren Hilfe man den Geburten willkürlich vorbeugen kann, sich rasch ausbreitete und Anwendung fand. Nebenumstände geben dieser Ansicht eine starke Stütze. In England wurden 1877 Bradlaugh und Frau Besant wegen der Herausgabe eines Pamphlets, geschrieben von einem Dr. Knowlton, verklagt, weil es hierauf bezügliche Angaben enthielt. Dieser Prozeß hat das öffentliche Interesse ungeheuer erregt. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dem Gegenstand des Pamphlets außerordentliche Reklame zuteil wurde, und daß zeitlich der Beginn sinkender Geburtenrate mit dem Prozeß in auffallender Weise zusammenfällt. Obendrein steht es fest, daß die Praktiken, die in England sehr vielen Leuten in dieser Weise zuerst bekannt gemacht wurden, in Frankreich bereits viele Jahre üblich waren; und die oben

gegebene Aufzählung der Motive, die die Franzosen veranlaßt haben mögen, die Kinderzahl einzuschränken, kann nun durch die Mitteilung ergänzt werden, daß ihnen die Mittel für solche Verfahren zugänglich waren.

8. Die Geburtenhäufigkeit in verschiedenen Gesellschaftsklassen. Wenn wir aber darüber einig sind, daß das Sinken der Geburtenhäufigkeit in der Hauptsache bewußten Maßnahmen der Verheirateten zuzuschreiben ist, dann müssen die Motive noch weiter klargelegt werden, die die Leute auch außerhalb Frankreichs seit vierzig oder fünfzig Jahren zu solchem Verhalten veranlassen. Da drängt sich gleich ein Faktor von größter Bedeutung in den Vordergrund. Nicht alle Gesellschaftsklassen sind von der sinkenden Geburtenrate gleicherweise getroffen worden. In der Gegenwart ist die Geburtenhäufigkeit am niedrigsten in den sogenannten oberen und mittleren Klassen und steigt im allgemeinen im umgekehrten Verhältnis zu dem durchschnittlichen Einkommen einer jeden Klasse. In gewissen Industrien jedoch passen sich die Leute dieser Stufenfolge nicht an. Textilarbeiter z. B. haben [in England] ebensowenig Kinder wie der Mittelstand; während Bergarbeiter die größte Fruchtbarkeit aufweisen, eine größere als ungelernte Arbeiter. Die Fruchtbarkeitsunterschiede der Klassen sind heute viel größer als vor fünfzig Jahren, manche Anzeichen sprechen aber dafür, daß sie wieder abzunehmen beginnen. Bei der Untersuchung der Gründe sinkender Geburtenhäufigkeit haben wir uns also daran zu halten, daß sie den Reichen stärker betrifft als den Armen, und daß sie die gelernten Arbeiter (mit Ausnahme der Bergleute) mehr angeht als die ungelernten.

Um diesen Gesichtspunkt jedoch in die richtige Perspektive zu rücken, muß vorausgeschickt werden, daß Angehörige der Arbeiterklassen seit jeher — oder jedenfalls seit längerer Zeit — in früherem Alter heirateten und mehr Kinder zu haben pflegten als die mittleren Klassen. Ein ungelernter oder angelernter Arbeiter verdient wahrscheinlich ebensoviel, wenn er einundzwanzig Jahre alt ist, als mit vierzig, und seine Kinder erhalten keine kostspielige

Erziehung; ein Anwalt oder Arzt dagegen bezieht aus seinem Beruf selten früher als gegen sein dreißigstes Lebensjahr ausreichendes Einkommen, um eine Frau und Familie ernähren zu können, und er pflegt es schwer zu finden, seine Kinder in der Weise, wie er es für notwendig hält, zu erziehen, bevor er gut über die Vierzig ist. Der Unterschied in der Kinderzahl darf mithin nicht als eine neue, mit dem Sinken der Geburtenhäufigkeit zusammenfallende Erscheinung angesehen werden, obwohl er im Laufe der letzten vierzig Jahre zweifellos verschärft worden ist. Ferner war die Geburtenhäufigkeit bei den Textilarbeitern für lange Jahre niedriger als in anderen Industrien, und auch dieser Unterschied muß vorweg in Rechnung gestellt werden, wenn die neue Entwicklung an Hand des obigen Gesichtspunktes verfolgt werden soll.

Nun sind äußerst arme Leute notorischerweise unbekümmert um die Zukunft. Gibt es für sie eine kurze Blüte hoher Löhne, etwa durch Munitionsherstellung in Kriegszeiten, dann sind sie bereit, das Geld unbesorgt auszugeben, und fallen in ihre frühere Lage zurück, sobald die Konjunktur vorüber ist. Andererseits ist es häufig beobachtet worden, daß, wenn eine Gesellschaft oder Klasse einen angemessenen Stand der Lebenshaltung erreicht und an ihm einige Zeit festgehalten hat, sie dann äußerst hartnäckig ist in der Aufrechterhaltung dieses Niveaus. Wenn wir also finden, daß europäische Völker aus welchem Grunde immer die Zahl der Dinge, die sie für ein erträgliches Dasein unerläßlich halten, im Laufe der uns interessierenden Periode vermehrt haben, so haben wir mindestens einen Grund für die Verminderung der Kinderzahl erfaßt.

Der wachsende Reichtum Europas in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bietet an sich nicht den Beweis, den wir brauchen, denn warum hat sich der zunehmende Reichtum nicht in steigender Bevölkerungszahl, wie es das Malthussche Gesetz fordert, geäußert? Die Antwort dürfte die sein, daß man die Entscheidung darüber, ob und wieviel Kinder man sich leisten darf, an Hand der Berechnung des Geldeinkommens trifft, ohne Rücksicht auf die Veränderungen

seiner Kaufkraft; und mithin haben fallende Preise die Tendenz, statt mehr Kinder einen höheren Stand der Lebenshaltung zu produzieren. Während der achtziger Jahre fielen die Preise stetig und in beträchtlichem Ausmaß, und folglich hat das gleiche Geldeinkommen die Leute zum Ankauf von mehr Gütern befähigt, ohne sich reicher zu fühlen, und mithin gewöhnte man sich an eine Lebenshaltung, die nur bei Beschränkung der Familiengröße aufrechtzuerhalten war.

9. Sonstige Einflüsse auf die Geburtenhäufigkeit. Wir haben hier also einen vermutlichen Grund für das Sinken der Geburtenhäufigkeit vor uns. Ist er der einzige? Man pflegt es als eine charakteristische Schwäche des ungeschulten Verstandes und engen Horizontes anzusehen, wenn komplexe Wirkungen aus einer einzigen Ursache abgeleitet werden; jedenfalls ist das eine reiche Irrtumsquelle. Nun ist das Bevölkerungsproblem außerordentlich kompliziert. Es ist durch psychische Faktoren bedingt, die durch tausend verschiedenste und manchmal widerstreitende Motive rationeller und irrationeller Art beeinflußt werden. Es wäre also höchst verkehrt, in dieser Frage dogmatisch zu sein. Es läßt sich nur sagen, daß bestimmte Kräfte an der Arbeit waren und daß sie vermutlich zu bestimmten Ergebnissen beigetragen haben. Für den oben dargelegten Gesichtspunkt können nicht einmal alle Beweise ausgebreitet oder auch nur die Argumentation voll entwickelt werden. Die Bedeutung, die der bewußten Beschränkung der Kinderzahl als einer Ursache der sinkenden Geburtenhäufigkeit zugeschrieben wird, erhält einige Rechtfertigung z. B. auch durch Statistiken, die zeigen, daß unter gleichartigen Verhältnissen Römisch-Katholische mehr Kinder zu haben pflegen als Protestanten, weil sich die römische Kirche gegenüber der Praxis der Geburtenregelung streng ablehnend verhält. Auf näheres einzugehen, würde hier zu weit führen, zumal der Leser, der sich ein vollständiges Bild verschaffen will, sich an die Literatur über den Rahmen eines „Leitfadens“ hinaus halten wird[1]).

[1]) [Deutsche Darstellung des Standes der bevölkerungstheoretischen Forschung bei P. Mombert, Artikel „Wirtschaft und Bevölkerung“ im „Grundriß der Sozialökonomik“, II. Abt., 2. Aufl.

Ein anderer Faktor, der die Geburtenhäufigkeit sehr wesentlich beeinflußt haben dürfte, ist der Umschwung in der sozialen Lage der Frauen. Mill, der in Bevölkerungsfragen heller sah, als die meisten seiner Nachfolger, bemerkt bereits, daß „die Familien selten auf Wunsch der Frau sehr groß zu sein pflegen; auf ihr lastet ja (neben all den physischen Leiden und mindestens vollem Anteil an den Entbehrungen) all die unerträgliche häusliche Mühsal, die sich aus großer Kinderzahl ergibt. Davon befreit zu sein, das würde von sehr vielen Frauen wie eine Wohltat begrüßt werden, die es heute niemals wagen, eine solche Forderung zu stellen, die es aber fordern würden, wenn sie durch das moralische Empfinden der Gesellschaft unterstützt wären ... Befreit sie von der traditionellen Beschränkung auf eine physische Funktion als die einzige Quelle ihres Lebensunterhaltes und ihres Einflusses, und sie würden zum erstenmal gleichberechtigt sein mit den Männern in allen Fragen, die diese Funktion betreffen: und von allen Fortschritten, die der Menschheit voraussichtlich noch bevorstehen, dürfte keiner so viel wie diese an nahezu allen Arten moralischer und gesellschaftlicher Vorteile bieten."

Hier haben wir also einen sozialen Faktor, der in der Verminderung der Geburtenhäufigkeit und, im Zusammenhang damit, der Sterblichlichkeitsziffer eine ähnlich große Rolle spielen dürfte wie die verbesserte Lebenshaltung. Die Lage der Frauen namentlich der mittleren Klassen, bei denen die Kinderzahlbeschränkung am schärfsten in Erscheinung trat, hat sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre wesentlich geändert. Nicht nur sind sie in vielen Berufen mit den Männern in Wettbewerb getreten: noch viel wichtiger ist der feinere Unterschied, der ihre Stellung im Rahmen des Haushaltes betrifft. Wer eine englische Novelle aus der

Tübing. 1923; v. Bortkiewicz: Bevölkerungswesen, Leipzig 1919; aus der älteren Literatur insbesondere: L. Brentano: Das Malthussche Bevölkerungsgesetz und die Bevölkerungsentwicklung der letzten Jahrzehnte, München 1909; Jul. Wolf: Die Geburtenbeschränkung, Jena 1912; H. Dietzel in der Festgabe für Ad. Wagner, 1906; O. Wingen: Die Bevölkerungstheorien der letzten Jahre, Stuttg. 1915. Vgl. auch unten S. 130ff.]

Frühzeit der Königin Viktoria oder gar die Romane von Dickens gelesen hat und etwas Phantasie besitzt, der wird es zugeben, daß Mills Prophezeiung von den Vorteilen, die von einem solchen Umschwung zu erwarten sind, nicht im geringsten übertrieben war. In der Tat dürften „nahezu alle Arten moralischer und gesellschaftlicher Vorteile“ von der gleichberechtigten Zulassung der Frau zur Leitung aller Geschäfte der Menschheit erwartet werden; und nicht der geringste von diesen Vorteilen dürfte eine rationelle Regelung der Geburtenhäufigkeit sein. Wahrscheinlich ist die Beschränkung der Kinderzahl bei den Textilarbeitern durch die Stellung ihrer Frauen, die als Arbeiterinnen mitverdienen, zu erklären; während die Lage der Frauen in den isolierten Bergbaudistrikten von Wales ähnlicherweise die dortige enorme Geburtenhäufigkeit erklären dürfte.

10. Die Bedeutung der Geburtenabnahme. Welchen Ursachen die Abnahme der Geburtenzahl auch zuzuschreiben ist, für die wirtschaftliche Betrachtung kommt es auf die Tatsache an, daß sie gesunken ist und voraussichtlich noch weiter sinken wird. Veränderungen der Bevölkerungszahl sind von Zeit zu Zeit unvermeidlich, weil die natürlichen Produktivkräfte, von denen die Existenz der Menschen abhängt, Veränderungen ausgesetzt sind. Die notwendige Anpassung kann uns mit unsagbaren Qualen und Elend durch die Sterblichkeitsrate abgezwungen werden, oder sie kann mit Hilfe der Geburtenrate zustande kommen, indem die Menschen von ihrem Vorrecht, vernünftige Wesen zu sein, Gebrauch machen. Es ist ein einfaches Faktum, daß dasselbe Bevölkerungswachstum durch hohe Geburtenhäufigkeit in Verbindung mit hoher Sterblichkeitsrate oder durch niedrige Geburten- mit gleichzeitig niedriger Sterblichkeitszahl herbeigeführt werden kann; man kann sich aber schwer etwas vorstellen, was einen größeren Unterschied bezüglich der Gesundheit und der Wohlfahrt der Menschen ausmachen würde als der Übergang von der einen zur anderen Kombination. Statistiker mögen kaltblütig von einer hohen Kindersterblichkeit sagen, daß sie durch eine hohe Geburtenrate „kompensiert“ werde. Der Ausdruck desselben Gedankens

an menschlichem Elend, daß so viele verstorbene Säuglinge und eine entsprechende Anzahl Mütter vergeblich gelitten haben, wäre kaum erträglich.

Warum ist dann in Europa die Tatsache der sinkenden Geburtenrate nicht allgemein begrüßt worden? Wenn es auf eine Wahl ankäme zwischen einer rationellen Beschränkung der Geburtenzahl und einer Herabsetzung des Lebenshaltungsniveaus, würde es dann überhaupt zweifelhaft sein, daß die erstere unendlich wünschenswerter ist? In einer Welt, in der alle Menschen einander gleich sind, wäre die Antwort leicht; aber die Patrioten werden sich an sinkender Geburtenhäufigkeit des eigenen Volkes nicht erfreuen, wenn drohende Nachbaren sich weiter vermehren; und innerhalb eines einzelnen Staates sind die Leute nicht erfreut zu sehen, daß ihre eigene Klasse durch eine andere verdrängt wird. Die Komplikationen aus Rassen-, nationalen und Klassenunterschieden sind in der bisherigen Betrachtung außer acht gelassen. Die nächsten zwei Kapitel sollen ihnen gewidmet sein.

Siebentes Kapitel.

Internationale Bevölkerungsfragen.

1. Die Nation als Bevölkerungsproblem. Nationale und Rassengegensätze beherrschen heutzutage die Menschen. Die Ausbildung der Nationen im Laufe des 19. Jahrhunderts war zum Teil ein Prozeß der Vereinheitlichung, durch den für Völker, wie die Einwohner Deutschlands und Italiens, künstliche Barrieren zwischen Menschen gleicher Tradition und gleicher Interessen beseitigt, der Machtbereich zentraler Regierungen erweitert und im Inneren Friede, Freihandel und ungehemmter Verkehr gesichert wurden. Im übrigen hatten die nationalen Bewegungen das Recht selbständiger, sich in vitalen Fragen von ihren Nachbarn unterscheidender Gemeinwesen auf Selbstregierung nach eigenem Ermessen und Unabhängigkeit von Einmischungen und von der Herrschaft anderer Staaten zum Ziele. Das Tragische der neueren Geschichte besteht in der Umwandlung

der nationalen Idee aus dem Streben nach Einheit und nach Widerstand gegen Unterdrückung in eine eifersüchtige Übertreibung der Gegensätze und in das Bedürfnis, andere Völker zu unterdrücken. Die Idealisten, die den Zusammenbruch des alten Österreichs als den größten Segen für Europa erwarteten, mußten zusehen, wie die Nachfolgestaaten ihre Freiheit dazu verwandten, sich selbst und ihre Nachbaren auf allen Wegen, die den Güteraustausch hemmen und die wechselseitige Erbitterung fördern, ärmer zu machen suchten.

Das Bedauern über diese groteske Parodie des nationalen Empfindens darf uns jedoch nicht von der Erkenntnis abhalten, daß es nationale und Rassenunterschiede sehr realer Art gibt. „Der Tiergarten der Welt enthält alle möglichen Arten“, pflegt man zu sagen, um Exzentrizitäten zu entschuldigen, und in der Tat würde die Welt ärmer und langweiliger sein, wäre sie nicht der Raum für eine Mannigfaltigkeit menschlicher Typen, die alle auf ihre Weise etwas Charakteristisches an Kunst oder Technik oder Weisheit zum gemeinsamen Fonds beitragen. Wenn wir es erst gelernt haben werden, in Frieden und gegenseitigem Entgegenkommen zusammen zu leben, die Probleme, die uns alle angehen, gemeinsam zu lösen, und uns gegenseitig davon zu enthalten, in die internen Angelegenheiten anderer Völker einzumischen, dann werden wir den Wert dieser Mannigfaltigkeit voll begreifen. Inzwischen hat sich aber das Bevölkerungsproblem durch die Zahl der Völker vervielfacht, und es wächst in geometrischer Proportion mit der Eifersucht und der Feindschaft unter ihnen.

2. Japan und Indien. Ein solches Problem bietet der Gegensatz von Orient und Okzident. Wie soll die westliche Zivilisation mit ihren Licht- und Schattenseiten den ehrwürdigen Traditionen Asiens angepaßt werden? Dies ist zum guten Teil eine Bevölkerungsfrage, und zwar eine der schwierigsten. Denn eben ist das japanische Volk daran, einen Ausweg für seinen Geburtenüberschuß zu suchen, und findet die Küsten Nordamerikas und Australiens gewaltsam gesperrt. Können wir ihnen vorschreiben, daß sie ihre Zahl einschränken sollen, während Europa fortfährt

sich zu vermehren und die ganze Erde mit seinen Kindern überflutet? Eine solche Haltung nehmen heute Amerika und England stillschweigend ein; sie läßt sich jedoch mit unseren Begriffen von Völkerrecht und Gerechtigkeit schwerlich vereinigen. Zumal die Wünsche des alten Orients heute durch Japan in einer Sprache vorgebracht werden, die den Europäern geläufig ist, in der Sprache moderner Rüstungen. Was, wenn einmal die ungeheure Bevölkerung Chinas mit den modernsten Zerstörungsmitteln ausgerüstet sein wird?

Es lassen sich in diesem Rahmen die grundlegenden Fragen der Weltpolitik kaum mehr als andeuten. Die Politik, „Australien den Weißen" („White Australia") zu reservieren, kraft deren eine Bevölkerung, die beträchtlich kleiner ist als die Londons, einen ganzen Kontinent beansprucht und die Asiaten nicht nur aus den bereits bewohnten Gebieten, sondern auch aus dem tropischen Norden, wo europäische Siedlung bisher keinen Erfolg hatte, ausschließt, ist ein typisches, wenn auch extremes Beispiel für die Haltung, die der weiße Mann eingenommen hat. Das setzt voraus, daß der Asiate vom Europäer nicht nur verschieden, sondern im Vergleich zu diesem auch minderwertig ist. Ob sich das wissenschaftlich rechtfertigen läßt, erscheint zum mindesten zweifelhaft. Und es mit einer Zukunft des Friedens und der Abrüstung zu vereinigen, ist wohl unmöglich.

Ein weiteres Bevölkerungsproblem, das aus der Berührung von Orient und Okzident erwächst, ist die Übervölkerungsfrage in Indien. Die britische Verwaltung hat viel getan, um die dortigen Lebensverhältnisse zu verbessern, sie hat aber auch die Hemmnisse des Bevölkerungswachstums, die bis dahin wirksam waren, beseitigt. Die Völker Indiens pflegten, von den nahezu ununterbrochenen Kriegen und verheerenden Hungersnöten ganz abgesehen, ihre Zahl mittels verschiedener religiösen und sozialen Sitten, die denen primitiver Völker ähnlich sind, zu regulieren. Diese Sitten waren dem europäischen Empfinden ungeheuerlich und sind so gut wie völlig ausgerottet worden, mit dem Erfolg, daß die Bevölkerung in erschreckender Weise zugenommen hat. Indien leidet unter dem doppelten

Übel einer hohen Geburtenzahl und einer hohen Sterblichkeitsziffer. Die Durchschnittszahlen pro 1000 Lebende waren in der Periode 1896—1905: Geburtenziffer 38,58; Sterblichkeitsziffer 34,2; während in England die Geburtenzahl 26,8 und die Sterblichkeitsrate 15,15 betrug. Von 1000 in Indien geborenen Kindern sterben 250, bevor sie ein Jahr alt werden; in den vereinigten Provinzen von Agra und Oudh beträgt die Kindersterblichkeitsrate sogar 352 pro 1000; in England und Wales ist sie 127,3.

Ein Beamter des Indian Finance Department hat in einer interessanten Broschüre[1]) die Übel, an denen Indien leidet, wie folgt aufgezählt:

„Wir haben im Vergleich zu den europäischen Ländern:

a) geringere natürliche Bevölkerungsvermehrung, trotz höherer Geburtenzahl;

b) geringere Fruchtbarkeit, trotz prozentual größerer Zahl verheirateter Personen;

c) zwei- oder drei- oder gar viermal größere Kindersterblichkeit;

d) durchschnittlich viel geringere Lebenserwartung mit stetig sinkender Tendenz;

e) höhere Sterblichkeitsrate der jungen Mütter; und schließlich,

f) ähnlich wie in Europa, stärkere Vermehrungstendenz in den unteren als in den oberen Klassen."

Die Tendenz der Broschüre geht nicht dahin, daß die früheren Hemmnisse der Bevölkerungsvermehrung wieder eingeführt werden sollen, sondern daß die bewußte Beschränkung der Familiengröße auch in Indien Verbreitung findet.

3. Die vier Großmächte. In der Weltpolitik haben bloße Zahlen sehr große Bedeutung. Man wird sich erinnern, wie rasch die 1919 in Versailles zur Regulierung der Friedensverträge versammelten Alliierten aus einer Konferenz der 32 Völker praktisch zu einem Rat der Zehn und schließlich aus einem Rat der Zehn zu einem Viererrat der vier Großmächte wurden. Nicht weniger bezeichnend war es, wie

---

[1]) Wattal, P. K.: The Population Problem in India. 1916.

die Konferenz von Genua, bei der sich Rußland und Deutschland zum erstenmal auf gleichem Fuß mit den übrigen europäischen Mächten trafen, zu einer Auseinandersetzung unter den großen Staaten zusammenschrumpfte. Selbst der Völkerbund, an dem alle Nationen zu gleichem Recht beteiligt sind, läßt seine Angelegenheiten zumeist durch einen Rat erledigen, der aus Vertretern der vier großen und vier kleinerer Mächte zusammengesetzt ist. Die Vier Großen (Big Four) in Versailles waren Amerika, England, Frankreich und Italien; in Genua Rußland, Deutschland, Frankreich und England; und im Rat des Völkerbundes sind es das Britische Reich, Frankreich, Italien und Japan. Mithin ist heute mit sieben Großmächten in der Welt zu rechnen. Wir wollen uns die Position einiger von ihnen etwas näher ansehen.

4. Die Vereinigten Staaten. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten belief sich 1820 auf $9^1/_2$ Millionen, 1920 waren es 105 710 620. Von 1910 bis 1920 ist sie um 13 738 354 Seelen gewachsen. Das bedeutet, wie wir im vorigen Kapitel sahen, ein entschiedenes Sinken der Wachstumsrate; absolut stellt es aber eine enorme Vermehrung dar. Würde die Vermehrung zu dieser verminderten Quote fortgesetzt werden, so müßte sich die Bevölkerung in etwa 80 Jahren verdoppeln. Die Bedeutung dieser Zahlen wird noch erhöht durch die Tatsache, daß die amerikanische Nahrungsmittel- und Rohstoffproduktion auch die große Expansion der europäischen Bevölkerung im letzten Jahrhundert ermöglicht hat, so daß die gesamte, der Entwicklung Amerikas zu verdankende Bevölkerungsvermehrung eine geradezu gigantische war. Die Vereinigten Staaten können sich jedoch, im Gegensatz zu den meisten europäischen Ländern, völlig selbst versorgen. Sie besitzen auf ihrem Riesengebiet nahezu alle Arten klimatischer Möglichkeiten und Naturschätze. Innerhalb der eigenen Grenzen haben sie Industrien entwickelt, die sie früher für Europa ermöglicht haben. Die bloße Existenz dieser Riesenwerkstätten jenseits des Atlantischen Ozeans muß die politische Psychologie Europas beeinflussen; daraus folgt aber keineswegs, daß Amerika an den Industrien oder dem politischen Schicksal der Alten

Welt in den nächsten hundert Jahren größeren direkten Anteil nehmen müßte. Amerika könnte weiterleben, selbst wenn Europa verschwinden würde.

5. Das Britische Reich[1]). Die Eigenart des Britischen Reiches geht aus einigen bevölkerungsstatistischen Daten hervor. 1821 hatte Großbritannien 14 000 000 und Irland 6 800 000 Einwohner. 1921 gab es in Großbritannien 42 800 000, in Irland 4 500 000, in Australien 5 500 000, in Neuseeland 1 200 000, in Indien 319 000 000, in Kanada[2]) 9 000 000 Einwohner und in Südafrika 1 500 000 Europäer. Über die Situation Englands sprachen wir bereits in den vorangehenden Kapiteln; seine Bevölkerungsgröße ist beunruhigend für jeden, der begriffen hat, wie unsicher die wirtschaftlichen Grundlagen sind, auf denen sein Reichtum aufgebaut ist; aber aus diesen Zahlen ist ersichtlich, daß es in den Dominions noch Raum für große Bevölkerungsmassen gibt. Es ist anzunehmen, daß Kanada und Australien zusammen mit der Zeit etwa zweihundert Millionen Menschen werden ernähren können. Wieweit dies zu der Erwartung einer Erleichterung der englischen Position berechtigt, darüber später.

Die obigen Zahlen über Großbritannien und Irland werfen ein eigenartiges Licht auf die Bedeutung der Bevölkerungsbewegung für politische Fragen. Irland hatte 1821 halb soviel Bevölkerung wie Großbritannien. Damals und noch viele Jahre nachher wäre folglich ein selbständiges und feindliches Irland eine furchtbare Gefahr für England gewesen. Dies mag zum Teil die traditionelle Überzeugung der Engländer erklären, daß die Existenz des Landes schlechthin von der Unterdrückung Irlands abhängt, eine Tradition, die noch lange weiterlebte, nachdem sich die Verhältnisse, denen sie entsprang, längst gründlich geändert haben; bis man schließlich 1921, als die Zahl der Engländer die der

---

[1]) [Vgl. A. Andreadès: La population anglaise avant, pendant et après la grande guerre, Ferrara 1922.]

[2]) 1911 hatte Kanada 7200000 Einwohner; die genaue Zahl für 1921 war noch nicht erreichbar. [Das inzwischen erschienene „Canada Year Book“ für 1921, Ottawa 1922, S. 97, gibt sie mit 8788000 an.]

Iren um das Zehnfache übertraf, diesen volle Selbständigkeit gewährte, wobei das apathische englische Publikum staunte, daß dies erst jetzt geschah.

6. Frankreich. Frankreich hatte 1815, am Ende der Napoleonischen Kriege, 29 000 000 Einwohner; 1870, bevor Elsaß-Lothringen an Deutschland abgetreten wurde, waren es 38 400 000; 1913 39 700 000; und 1921, als durch die Wiederangliederung Elsaß-Lothringens die fürchterlichen Kriegsverluste kompensiert werden konnten, 39 200 000. Die Gründe des Stillstandes der Bevölkerungszahl in Frankreich sind im letzten Kapitel kurz erörtert worden. Die Wirkungen auf die soziale Wohlfahrt des Landes scheinen im allgemeinen nicht ungünstige gewesen zu sein. Levasseur, der das Problem sehr eingehend untersucht hat, legt in seinem Buch („La Population Française") [drei Bände, Paris 1889/91] dar, daß die niedrige Geburtenhäufigkeit zwar politisch und militärisch sehr ernste Folgen haben könne, die jedoch durch vorteilhafte Wirkungen auf den materiellen Wohlstand und den sozialen Fortschritt kompensiert werden. Bedauerlicherweise scheint jedoch in Frankreich aus der Erkenntnis, daß die Nachbaren zahlenmäßig rasch wachsen, während die eigene Bevölkerung unverändert bleibt, alles eher als friedliche Stimmung zu resultieren. Die Nervosität darüber, daß die stärksten Bataillone in Zukunft anderen Völkern gehören werden, läßt die französischen Staatsmänner eine Außenpolitik verfolgen, die mehr auf die Schwächung möglicher Feinde als auf die Gewinnung des Vertrauens der Alliierten gerichtet ist. Deutschlands Bevölkerung war 1914 um nahezu siebzig Prozent größer als die französische, und zu der Zeit, als diese Zeilen geschrieben werden [1923], hat es den Anschein, als ob die französische Politik darauf ausginge, die wirtschaftliche Erholung des deutschen Volkes zu hemmen, um den militärischen Vorteil, den die größere Bevölkerungszahl bedeutet, auszugleichen.

Von einem internationalen Standpunkt aus ist es vielleicht ein Unglück, daß Frankreich für seine wesentlichen Lebensbedürfnisse nicht auf den auswärtigen Handel angewiesen ist. Seine geographische Lage erlaubt ihm eine

wirtschaftliche Isolierung, wie sie die Vereinigten Staaten ertragen könnten, keineswegs, aber die Schwäche und Armut seiner Nachbaren wirkt auf Frankreich wirtschaftlich nicht so unmittelbar und fühlbar zurück, als wenn es ähnlich wie England [und Deutschland] gezwungen wäre, seine eigenen Fabrikate gegen Nahrungsmittel und Rohstoffe anderer Länder einzutauschen, um überhaupt leben zu können.

Merkwürdigerweise hat sich das französische Interesse für das Bevölkerungsproblem bis vor ganz kurzem vollständig auf die Frage der Geburtenhäufigkeit konzentriert, unter Außerachtlassung der Sterblichkeitsziffer. Zwischen 1900 und 1909 betrug die Geburtenrate in Frankreich durchschnittlich 20,25, die Sterblichkeitsziffer 17,32; während in England und Wales bei einer Geburtenziffer von 26,8 die Sterblichkeitszahl nur 15,5 war; in Neuseeland war die Geburtenhäufigkeit 26,79 und die Sterblichkeitsziffer 9,76; und in Schweden die Geburtenzahl 26,17, die Sterblichkeitszahl 14,68. Offenbar würden die Franzosen, wenn sie zu einer so niedrigen Sterblichkeitsrate wie die schwedische gelangen könnten, eine beträchtliche natürliche Bevölkerungsvermehrung aufweisen. Es ist jedoch wichtig festzuhalten, daß sinkende Geburtenrate gleichbedeutend ist mit wachsender Zahl der Alten im Vergleich zu den jüngeren Altersklassen, und eine höhere Sterblichkeitsziffer sich auf die Dauer mithin nicht umgehen läßt. Es fragt sich also, wie es mit der Kindersterblichkeit steht, die nicht vom Altersaufbau der Bevölkerung abhängt. Die Sterblichkeit der Säuglinge (Kinder unter einem Jahre) betrug in Frankreich, auf tausend Geburten bezogen, in den Jahren 1902 bis 1911 durchschnittlich 132,4; in England und Wales 127,3; in Neuseeland 64,3; in Schweden 84,4 [in Deutschland 185,1, wobei sie größer ist auf dem Lande als in den Städten]. Hier steckt eine Quelle für den Bevölkerungszuwachs, die Frankreich ausnützen sollte, bevor es zu verzweifelten Maßnahmen zur Steigerung der Geburtenzahl seine Zuflucht nimmt. Es ist sehr erfreulich, daß jetzt in Frankreich energische Maßnahmen getroffen werden sollen zum Schutze sowohl der Mütter als auch der Säuglinge.

7. *Deutschland.* Die Bevölkerung der verschiedenen Staaten und Fürstentümer auf dem Gebiete des heutigen Deutschlands bezifferte sich 1815 auf 21 Millionen; 1880 auf 45 Millionen; 1913 sind es 67 Millionen geworden. In den letzten paar Jahren vor dem Kriege wuchs die Bevölkerung jährlich um etwa 850 000 Menschen, und Auswanderung gab es praktisch nicht mehr. Aus einem sich selbst ernährenden Agrarland ist Deutschland in verhältnismäßig kurzer Zeit ein hochentwickeltes Industrieland geworden mit einem Import von 12 Millionen Tonnen Nahrungsmittel (1913), was etwa 15 Prozent seines Gesamtkonsums ausmacht. Die deutsche Steinkohlenproduktion stieg von 30 Millionen Tonnen im Jahre 1871 auf 190 Millionen Tonnen 1913, und die industrielle Entwicklung des Landes entsprach, wie es Jevons vorausgesagt haben würde, diesem Wachstum. Der Export Deutschlands bestand [dem Werte nach] 1913 zu 79% aus Eisenwaren, Maschinen, Kohle, Woll- und Baumwollprodukten [und anderen Halb- und Fertigfabrikaten]. Von seiner Einfuhr entfielen [etwa] 45% auf Rohstoffe und 27% auf Nahrungsmittel[1]. Vor dem Kriege war Deutschland das eigentliche Herz des europäischen Industriesystems. Von der Güter- und Kreditzirkulation von und zu diesem lebendigen Zentrum lebten all seine Nachbarvölker. Rußland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland, die Schweiz, Italien, Österreich-Ungarn, Rumänien und Bulgarien bezogen mehr Waren aus Deutschland als aus irgendeinem anderen Lande, und Deutschland war der zweitgrößte Lieferant Großbritanniens, Belgiens und Frankreichs. Nach Deutschland flossen mehr Güter aus Rußland, Norwegen, Holland, der Schweiz, Italien und Österreich-Ungarn als in irgendeines der anderen Länder, und es war der zweitbeste Kunde Großbritanniens, Schwedens und Dänemarks. Den östlich und südlich von seinen Grenzen liegenden Ländern bot Deutschland nicht nur Handelsbeziehungen, sondern auch Kapital und Organisation für ihre Entwicklung, und die Existenz dieser Länder war mit-

[1]) [Die z. T. irrtümlichen Angaben des englischen Textes sind hier korrigiert.]

hin zum guten Teil von Deutschland abhängig. Die Bevölkerung Deutschlands und Österreich-Ungarns zusammen war ungefähr der Nordamerikas gleich; und dieses ganze große Wirtschaftssystem ließ sich nur durch stetig wachsende Aktivität im Mittelpunkt desselben aufrechterhalten. „Die deutsche Maschine war", wie es treffend gesagt wurde, „wie eine Spindel, die, um sich im Gleichgewicht zu halten, immer rascher und rascher spinnen muß[1])."

8. Rußland. Das europäische Rußland hat in dem Zeitraum zwischen den zwei großen Kriegen seine Bevölkerung beinahe ebenso rasch vermehrt wie die Vereinigten Staaten: von 48 Millionen im Jahre 1815 auf rund 150 Millionen 1914. Die Geburtenhäufigkeit des europäischen Rußlands wird für die Periode 1902—1911 auf 48,47 angegeben; die Sterblichkeitsziffer auf 31,41; und die Säuglingssterblichkeit zwischen 1895 und 1904 auf [durchschnittlich] etwa 260 pro 1000 Geburten.

Bereits 1882 hat Sir Robert Giffen, einer der scharfsinnigsten Statistiker, die Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten gelenkt, die Rußland durch seine enorme Bevölkerungsvermehrung drohen.

„Bis vor kurzem", sagte er, „befand sich Rußland im wesentlichen in der Lage eines Neulandes mit riesigen Bodenflächen, über die sich eine wachsende Agrarbevölkerung ausbreiten konnte. Nun ist sein europäischer Boden mehr oder weniger angefüllt, und wenn nicht Sibirien in großem Ausmaß besiedelt werden kann — was sehr zweifelhaft ist —, so dürfte in Rußland der Druck der Bevölkerung auf die Subsistenzmittel früher oder später sehr groß werden. Der Boden mag wohl imstande sein, bei besserer Bewirtschaftung eine größere Bevölkerung zu versorgen: Aber das ist es nicht, worauf es ankommt. Die Art der Bodenkultur, die in einem Lande jeweils möglich ist, ist durch die jeweils gegebene Fähigkeit der Bevölkerung bedingt bzw. durch solche Fortschritte dieser Befähigung, die im Heranreifen begriffen sind, und bei der gegebenen Bevölkerungsgröße Rußlands gibt es dort zweifellos Anzeichen des wachsenden Ernstes in dem Kampf ums Dasein, der in jedem Augenblick in das akuteste Stadium treten kann[2])."

---

[1]) Keynes, J. M.: The Economic Consequences of the Peace, S. 11. [S. 9 der deutschen Ausgabe.]

[2]) Eröffnungsrede als Präsident der Statistischen Gesellschaft, abgedruckt in Giffens „Economic Enquiries and Studies" Bd. II, S. 13, 14.

Wir wissen heute, wie sehr sich dieses Urteil bewahrheitet hat. Der Krieg hat das prekäre Gleichgewicht des russischen Wirtschaftslebens erschüttert. Revolution und Hungersnot lauerten auf eine Gelegenheit, ihre Riesenbeute in Besitz zu nehmen. Bei unvollkommenem sozialen Gleichgewicht und mangels wirtschaftlicher Reserven war Rußland von diesen zwei Ungeheuern bald verschlungen; und das Land, das vor dem Kriege ein Viertel des exportfähigen Weizenüberschusses der Welt hergab, bettelt jetzt um Brot, um seine Kinder vor dem massenhaften Hungertod zu retten.

9. Der Krieg und das Bevölkerungsproblem. Diese sind also die Hauptbelden des großen Weltdramas. Wenden wir uns nunmehr dem Schauspiel selbst zu und untersuchen wir, welche Rolle in ihm das Malthussche Bevölkerungsprinzip spielt; wieweit ist der Kampf der Völker um Vorherrschaft wirklich ein Kampf ums tägliche Brot, zu dem sie durch den Druck der Bevölkerung auf die Subsistenzmittel gezwungen werden, und wieweit können Kriege wirklich als Hemmnisse des Bevölkerungswachstums und mithin als ein grausames Heilmittel gegen das Übermaß an Menschen angesehen werden?

Sir Walter Raleigh schrieb an einer oben (Kap. I) zitierten Stelle:

„Wenn ein Land von der Menschenmenge, die in ihm lebt, übermäßig bedeckt ist, so wird es durch eine natürliche Notwendigkeit gezwungen, sich selbst zu entlasten und die Bürde, sei es auf rechtem oder unrechtem Wege, auf andere abzuwälzen, denn es gibt (abgesehen von der Gefahr der Pest, die in Massen Zusammenlebende häufig heimsucht) kein Elend, das die Menschen so heftig zu verzweifelten und todesverachtenden Handlungen antreibt, wie die Qualen und Drohungen einer Hungersnot. Daher kann der Krieg, der auf eine allgemeine, nicht zu beseitigende Notwendigkeit begründet ist, als eine allgemeine, unvermeidliche und notwendige Einrichtung angesehen werden."

Dieser Gedanke ist seit den Tagen von Raleigh häufig in vielen Sprachen und in den mannigfachsten Formen ausgesprochen worden. So schreibt z. B. der General von Bernhardi:

„Kräftige, gesunde und aufblühende Völker nehmen an Volkszahl zu. Sie bedürfen daher von einem gegebenen Augenblick an

einer steten Erweiterung ihrer Grenzen, sie brauchen Neuland, um den Überschuß der Bevölkerung unterzubringen. Da aber die Erde fast überall besiedelt ist, kann Neuland im allgemeinen nur auf Kosten Besitzender gewonnen werden, d. h. durch Eroberung, die damit zu einem Gesetz der Notwendigkeit wird[1])."

Es leuchtet nun ein, daß Kriege von der Art, wie sie in der Phraseologie der obigen Zitate empfohlen werden — Kriege, in denen ein rasch wachsendes Volk angesichts der unmittelbaren Gefahr einer Hungersnot seine nationalen Grenzen sprengt und fruchtbare Länder irgendwelcher Nachbaren in Besitz nimmt —, sind in den Zeiten des Walter Raleigh nicht vorgekommen und auch seither nicht in irgend größerem Umfange. Die Geschichtsforschung sieht z. B. in den Napoleonischen Kriegen oder im Weltkrieg der Jahre 1914—1918 keineswegs einen „unvermeidlichen oder notwendigen Krieg", in dem Sinne, wie es Sir Walter Raleigh meinte. Die Franzosen standen zu Anfang des 19. Jahrhunderts nicht vor der Wahl zwischen Hungertod und Krieg, noch war dies hundert Jahre später bei den Deutschen der Fall. Es empfiehlt sich festzuhalten, daß unter den [bewußten] Erwägungen, die den Willen der Kaiser und Staatsmänner bestimmen, wenn sie in Krieg ziehen, Bevölkerungsfragen bisher keine erkennbare Rolle gespielt haben.

Wie alle Ereignisse, die große Menschenmassen betreffen, so werden auch Kriege durch zahlreiche und verwickelte Ursachen hervorgerufen, unter denen zweckbewußte Motive häufig weniger wichtig sind als verborgene Einflüsse, die unter der Oberfläche wirken. Diese verborgenen Einflüsse aufzudecken bedeutet die notwendige Voraussetzung zu ihrer Beherrschung, denn nur, wenn wir die Kräfte, die in der menschlichen Gesellschaft an der Arbeit sind, verstehen, können wir hoffen, in der Leitung der Welt den menschlichen Verstand an die Stelle des blinden Instinkts zu setzen. In dieser Frage, wie in bereits behandelten, muß mithin untersucht werden, ob der Druck der Bevölkerung nicht doch einen indirekten Einfluß besitzen mag, dessen sich die Haupthelden des Dramas kaum bewußt sind.

1) Deutschland und der nächste Krieg [2. u. 3. Aufl., Stuttg. 1912] S. 14.

Wo es mit der Versorgung schlecht bestellt und Beschäftigung daheim schwer zu finden ist, dort werden Unternehmungslustige naturgemäß hinausstreben, um ihr Glück zu finden. So sind die amerikanischen Kolonien entstanden; und daraus ergibt sich vielleicht der Hauptgrund, weshalb die Einwohner der engen britischen Inseln sich über die ganze Erde verbreitet haben. Hätte es in Großbritannien genügend Raum für eine wachsende Bevölkerung gegeben, so wäre das britische Weltreich höchstwahrscheinlich nicht entstanden. Dann hätte es keine Kolonialkriege mit Frankreich gegeben; eine spätere Generation hätte sich nicht vor der Macht Rußlands zu fürchten brauchen; der amerikanische und der Burenkrieg wären nicht möglich gewesen, und die ganze europäische Geschichte wäre anders gelaufen. Man sieht also auf den ersten Blick, wie eng Bevölkerungsfragen mit den treibenden Kräften internationaler und rassenmäßiger Konflikte verquickt sind. Das bedeutet freilich, wie wir zugeben müssen, kaum mehr, als wenn gesagt wird, daß die Menschen keine Kriege führen könnten, wenn sie miteinander nicht in Berührung kommen würden. Die entscheidende Frage ist aber, ob der Wettbewerb der Völker um die beschränkten Subsistenzmittel, die die Erde den Menschen hergibt, tatsächlich die Tendenz zeigt, Konflikte herbeizuführen. Hier stehen sich, wie wir gesehen haben, zwei entgegengesetzte Tendenzen gegenüber. Auf der einen Seite geht die Entwicklung dahin, die Gesamtmenge der Subsistenzmittel für die Menschheit mittels Kooperation der Menschen, mittels Arbeitsteilung und Dienstbarmachung der Natur durch die Wissenschaft wesentlich zu steigern. Andererseits ruft das Gesetz des abnehmenden Ertrages stetig wachsenden Wettbewerb der Völker um die Nahrungsmittel- und Rohstoffschätze sowie um die Märkte hervor, an denen Industrieprodukte zur Bezahlung der Nahrungsmittel abgesetzt werden können. Bedauerlicherweise übt die zweite Tendenz stärkeren Einfluß auf die auswärtige Politik als die erstgenannte. Wir brauchen bloß einen Blick auf die Liste der Fragen zu werfen, die im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege die Staatsmänner

beschäftigt haben, — Marokko, Tripolis, Bagdadbahn, Kongo, Mexiko, China —, um uns zu überzeugen. Der Wettlauf um den ersten Platz in der Ausbeutung rückständiger Rassen und unerschlossener Länder, um Märkte und Rohstoffgebiete gehört zu den wirksamsten Gründen internationaler Reibungen. Sind wir also nicht zu der Schlußfolgerung genötigt, daß das Grundproblem des menschlichen Lebens — der Druck der Bevölkerung auf die Subsistenzmittel — wesentlich dazu beiträgt, jene Atmosphäre zu schaffen, aus der Kriege erwachsen? Die Tatsache, daß die Diplomaten den wahren Kern dieser Probleme kaum kennen und noch weniger erörtern, bildet an sich schon eine Gefahrenquelle. In vielen Fällen ließe sich eine Lösung finden, die für alle beteiligten Parteien erträglich wäre: freier Zutritt zu den Rohstoffen und den Absatzmärkten — z. B. die Politik der „offenen Tür" in Marokko — wäre kein zu hoher Preis für friedliches Zusammenarbeiten an Stelle des Konfliktes; aber das zugrundeliegende Problem wird selten klar zutage gebracht, und künstliche Streitursachen, wie die Entsendung eines Kanonenbootes in einen obskuren Hafen, sind gefährlicher, als die greifbarsten Interessen es sein können, wenn sie offen und ehrlich ins Auge gefaßt werden. Freilich ist es nicht möglich, daß die Völker sich weiter vermehren, ohne eine Knappheit an den Erzeugnissen des Bodens hervorzurufen. Wir behaupten auch keineswegs, daß dem Staatsmann, der hellsichtig genug ist, um das Problem der Subsistenzmittel klar ins Auge zu fassen, die Lösung sich ohne weiteres darbietet. Harte Nüsse gibt es hier zu knacken. Aber durch Kriege wird die Lösung nicht erleichtert; im Gegenteil, sie wird nur noch erschwert. Wäre der Krieg 1914 vermieden worden, so würden sich heute die Einwohner Europas einer verhältnismäßig hohen Lebenshaltung erfreuen, und sie würden Rohstoffe und Nahrungsmittel aus allen Teilen der Erde reichlich zur Verfügung haben. Es war der Krieg selbst, der das Bevölkerungsproblem zu einer brennenden Frage gemacht hat.

10. Der Krieg und das Versorgungsproblem. Malthus hat den Krieg unter den Hemmungen der Bevölkerungs-

vermehrung aufgezählt. Das verstand sich für ihn von selbst, da doch der Krieg Menschenleben sowohl direkt als auch indirekt, nämlich durch Hungersnot und Epidemien in seinem Gefolge, zerstört. Als ein Mittel zur Verminderung der Bevölkerungszahl im Verhältnis zur Nahrungsmittelmenge bedeutet jedoch der Krieg einen furchtbaren Mißgriff. Der Dreißigjährige Krieg hat, wir sprachen davon im ersten Kapitel, ungeheure Verwüstung an Menschenleben angerichtet; zugleich hat er aber auch Nahrungsmittel und die Mittel zur Produktion menschlicher Nahrung in solchem Umfange verwüstet, daß er das Lebenshaltungsniveau der übriggebliebenen Bevölkerung sicherlich gesenkt hat. „Bayern, Franken und Schwaben", lasen wir, „wurden durch Hungersnot und Epidemien verwüstet, während es dem übrigen Deutschland und Österreich wenig besser erging. . . . Der Viehbestand verminderte sich in außerordentlichem Maße und viele einst fruchtbaren Strecken Landes sind von Wölfen und anderen wilden Tieren bewohnte Wälder geworden.'

Es ist zum mindesten zweifelhaft, ob das Verhältnis der Subsistenzmittel zur Bevölkerungszahl durch dieses Verfahren vergrößert worden ist.

Dasselbe gilt für moderne Kriege. Hand in Hand mit der Zerstörung menschlichen Lebens geht eine noch größere Verminderung der Subsistenzmittelmenge, weil Produktion und Verkehr in Unordnung geraten und der vernachlässigte Boden seinen Aufgaben entfremdet wird; und in manchen Fällen braucht das Lebensmittelangebot mehr Zeit als die Bevölkerung, um den alten Stand wieder zu erreichen. Man sehe sich die fürchterliche Bilanz des Weltkrieges an, durch den Europa (vier Jahre nach dem Waffenstillstand) noch immer halb lahmgelegt ist[1]). Frankreich, das Land, das mit seiner stationären Bevölkerungszahl es am schwersten hat, um sich zahlenmäßig zu erholen, hat zwischen 1914 und 1921 mehr als zwei Millionen Menschen verloren. In dieser Zahl sind die Einwohner der wiedererlangten Provinzen Elsaß-Lothringen nicht inbegriffen, wohl aber die

[1]) [Zur Bevölkerungsstatistik des Weltkrieges vgl. Chr. Döring: Die Bevölkerungsbewegung im Weltkrieg, Kopenhagen 1920.]

Verluste an Zivilbevölkerung, deren Sterblichkeit durch die Kriegsverhältnisse, einschließlich der Grippeepidemie von 1918, sehr gestiegen ist. Seit dem Friedensschluß ist die Zahl der Eheschließungen und Geburten rasch gestiegen, während die der Todesfälle sank. 1920 gab es zweimal soviel Eheschließungen als 1913. Der Überschuß der Geburten über die Todesfälle betrug in Frankreich (mit Ausschluß Elsaß-Lothringens) 143 000 im Jahre 1920 und 100 000 im Jahre 1921, gegenüber 33 500 im Durchschnitt der Jahre 1904 bis 1913. Eine Parallele zu dem Wachstum im Jahre 1920 bieten nur die Jahre unmittelbar nach dem Deutsch-Französischen Krieg. Von den wiedererlangten Provinzen abgesehen wird also Frankreich ungefähr siebzehn Jahre brauchen, um seine Bevölkerung von 1913 wiederzugewinnen, falls die natürliche Vermehrung sich auf der Höhe der letzten zwei Jahre hält; oder aber dreißig bis vierzig Jahre, falls die Wachstumsrate auf den Vorkriegsstand fällt. Elsaß-Lothringen hat etwa 1 700 000 Einwohner; wenn man diese einrechnet, so hat die Gesamtbevölkerung Frankreichs bis auf eine halbe Million ihre frühere Höhe erreicht.

Angesichts der furchtbaren Schicksale, die das deutsche Volk seit Juli 1914 erlebt hat, muß die Bevölkerungsstatistik Deutschlands überraschen. Rund 1 700 000 Deutsche sind im Kriege getötet worden[1]). Die Verluste infolge verminderter Geburtenhäufigkeit in den Kriegsjahren werden auf 3 300 000 und die wegen erhöhter Sterblichkeit der Zivilbevölkerung auf 500 000 geschätzt. Die abgetretenen Gebiete, einschließlich Oberschlesiens, hatten sechs und eine halbe Million Einwohner. Trotzdem beträgt die gesamte Bevölkerungsabnahme Deutschlands zwischen 1913 und 1921 nur vier und eine halbe Million! Mit anderen Worten, die Bevölkerung des Nachkriegs-Deutschland hat seit 1913 um zwei Millionen zugenommen. Diese außerordentliche Tatsache erklärt sich zum Teil durch den Rückstrom der Flüchtlinge — der von auswärts vertriebenen Deutschen und anderer —, deren Zahl nicht genau angegeben

[1]) [Das Statistische Jahrbuch f. d. Deutsche Reich, Jahrgang 1923, S. 23 und 25, beziffert diese Verluste auf über 2 000 000.]

werden kann, aber auf etwa eine Million geschätzt wird. Im übrigen trägt die Nachkriegshausse in Eheschließungen und Geburten und die niedrige Sterblichkeit insbesondere der Säuglinge (diese ist seit dem Kriege effektiv kleiner als 1913[1]) die Verantwortung.

Die Bevölkerung Rußlands ist bekanntlich durch das Chaos, in das dieses Land seit Kriegsbeginn geraten ist, wesentlich reduziert. Auf Statistiken einzugehen ist überflüssig, da es eine schmerzhaft offenkundige Tatsache ist, daß Rußland 1922 mehr an Übervölkerung zu leiden hat als 1913. Dasselbe gilt in geringerem Maße für Deutsch-Österreich. In Großbritannien, Belgien und Italien war die Bevölkerung 1920 gleich groß oder größer als 1913.

Wenn wir uns nun der anderen Seite unserer Bilanz zuwenden, zu den Wirkungen des Krieges auf die Subsistenzmittel, was finden wir da? Daß überall bei den Kriegführenden die Produktivität weit mehr abgenommen hat als die Bevölkerung. Hoover, der amerikanische Nahrungsmittelkommissar (Food Controller) und Leiter der Nothilfe für Europa (Director-General of Relief in Europe), schätzte 1919, daß die europäische Bevölkerung mindestens um hundert Millionen größer war als diejenige, die ohne Einfuhr ernährt werden kann, und warnte die Welt, daß, wenn nicht die Produktivität rasch gesteigert wird, es nichts anderes geben kann als „politisches, moralisches und wirtschaftliches Chaos, das sich in Menschenverlusten bisher ungeahnten Umfangs äußert[2])“. Drei gute Ernten und die außerordentliche Fähigkeit der Menschen, sich wieder in Ordnung zu bringen, haben ein gutes Stück geleistet, um diese Schätzung zu widerlegen. Aber das deutsche Volk muß noch immer mit 55% der Menge notwendiger Lebensmittel auskommen, die es vor dem Kriege pro Kopf zur Verfügung hatte. Das Lebenshaltungsniveau ist um 45% gesunken. Selbst so muß Deutschland noch 17,7% der notwendigsten Lebensmittel importieren gegenüber 5% vor dem Kriege. Um dem deutschen Boden seine Vorkriegs-

---

1) [12,9 auf je 100 Lebendgeborene 1922 gegen 15,1 im Jahre 1913.]

2) Vgl. „Times“ vom 13. August 1919.

produktivität zurückzugeben, müßten ihm die während des Krieges entzogenen Nitrate und Phosphate ersetzt werden; aber die chemischen Fabriken, die die Nitrate produzieren, können nicht ohne Kohle und Koks arbeiten, die unter den Versailler Friedensbedingungen ins Ausland gehen müssen, und die Phosphate können nicht in genügenden Mengen importiert werden, solange die Kaufkraft nicht gesteigert ist.

Überflüssig die Wirkungen des Krieges auf die Versorgung Deutschlands weiter zu untersuchen oder die Lage der anderen Kriegführenden darzustellen. Die Verelendung und Desorganisation sind überall nur zu offenkundig. Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß die Bevölkerungsverluste Europas weit übertroffen werden durch die Verminderung der Subsistenzmittel, und daß es sehr viel mehr Menschen geben wird als 1913, bevor der Vorkriegsstand der Produktion wieder erreicht ist. Wie dem Drachen im Märchen wachsen einer modernen Volkswirtschaft die neuen Köpfe rascher zu, als sie der Drachentöter abzuschlagen vermag.

Also gehört ein moderner Krieg offenbar überhaupt nicht zu den Hemmnissen der Bevölkerungsvermehrung im Sinne von Malthus. Als ein Faktor, der die Zahl der Menschen weniger vermindert als den Ertrag an Nahrungsmitteln und anderen lebensnotwendigen Dingen, kann er unmöglich in diese Kategorie gehören.

In der Tat ist der Krieg so wenig ein Heilmittel gegen Übervölkerung, daß er zu den mächtigsten Faktoren gehört, die die Lebenshaltung auf das Niveau der Subsistenzmittel drücken. Einerseits unterbricht er den Prozeß internationaler Arbeitsteilung in der Ausbeutung der Natur, ohne den die Erde nicht ein Zehntel ihrer heutigen Bevölkerung erhalten könnte. Andererseits ruft er in jeder Nation einen spezifischen und dringenden Bedarf nach immer mehr Menschen hervor, um die zur Kriegführung erforderliche Männerkraft bereitzustellen. In diesem circulus vitiosus ist die Lehre von Malthus nur zu klar erwiesen. Je größer der Druck der Bevölkerung auf den Nahrungsmittelspielraum der Welt, um so größer die Wahrscheinlichkeit, daß

die Völker der Gebiete, die Nahrungsmittel produzieren können, in Konflikte geraten werden; und diese halbklare Angst, daß eine übermäßige Bevölkerung daheim durch den Wettbewerb anderer Völker um den „Platz an der Sonne“ und um die neuen Nahrungsmittel- und Rohstoffgebiete leiden wird, ruft die instinktive nationalistische Reaktion hervor, die nicht weitestgehende Kooperation mit jenen anderen Völkern erstrebt, um ein Maximum an den gewünschten Gütern so rasch als irgend möglich zu produzieren, sondern nach ausschließlichen Privilegien in unerschlossenen Ländern fahndet, von Kolonien Vorzugsbehandlung verlangt und dem freien Austausch der Waren und Dienste Schutzzollbarrieren und andere Hindernisse in den Weg zu stellen trachtet. So führt das Bewußtsein, daß man ein Übermaß an Bevölkerung besitzt, dazu, daß die Völker restriktive Handelspolitik und aggressive Außenpolitik treiben, obwohl die erste Erniedrigung der Lebenshaltung in ihren übervölkerten Städten und die zweite Bedarf nach noch mehr Menschen für die Zwecke der Kriegführung bedeutet.

Es muß aber wiederholt werden, daß die Schwierigkeiten nicht einfach aus zwischenstaatlichen und nationalen Feindseligkeiten herrühren. Zu behaupten, daß es Nahrungsmittel und Rohstoffe in Hülle und Fülle gäbe, um alle Völker, gleichgültig wie rasch sie sich vermehren, zu versorgen, wenn sie nur friedlich kooperieren würden, wäre ebenso unverantwortlich wie der leichtfertige Optimismus der Antimalthusianer im 19. Jahrhundert. Das Bevölkerungsproblem ist nur durch allgemeine Verminderung der Geburtenhäufigkeit zu lösen, und wird dieser Weg nicht beschritten, so werden es nach wie vor die von Malthus aufgezählten [positiven] Hemmnisse sein, die die überschüssige Zahl von Zeit zu Zeit durch Laster und Elend reduzieren.

Nationale Feindseligkeiten stellen jedoch eine Barriere zwischen den Menschen und der rationellen Betrachtung dieser Dinge, und sie führen zu politischen Maßnahmen, die die Übel und die Gefahren verschärfen, mit denen uns die Natur in ihrer Unerbittlichkeit bedroht. Der erste Schritt

in der Richtung, die Zahl der Menschen mit der verfügbaren Nahrung in Einklang zu bringen, ist erst möglich, wenn wir aufgehört haben, einen relativen Vorteil gegenüber rivalen Völkern als wichtiger anzusehen als das Wohlergehen der Menschheit im Ganzen.

11. Auswanderung. Daß die öffentliche Meinung heute gegen eine internationale Verständigung über Bevölkerungsfragen und eher zum exklusiven Nationalismus geneigt ist, das zeigt sich an der neuen, seit dem Krieg üblichen Einstellung gegenüber der Ein- und Auswanderung.

Bisher galt im allgemeinen die Auswanderung der überschüssigen Bevölkerung der Alten Welt, um sich durch Erschließung der Naturschätze neuer Länder ein Auskommen zu suchen, als für alle Beteiligten vorteilhaft. Abgesehen davon, daß durch diesen Prozeß der eine Arbeitsmarkt entlastet und der andere versorgt wird, galt dieser Prozeß als produktionsfördernd, indem er die Produktivmittel von Orten, wo ihre Produktivität geringer war, an solche verlegte, wo sie größer war, und somit die Gesamtsumme des Reichtums der alten und der neuen Länder vermehrte. Daß z. B. in Irland die kontinuierliche Auswanderung in einem im Vergleich zu seiner Bevölkerungszahl großen Umfange das Eintreten von Hungersnöten verhindert hat, wird allgemein zugegeben; und daß die Entwicklung der Vereinigten Staaten durch das Hinströmen europäischer Auswanderer beschleunigt wurde, kann gar nicht bezweifelt werden.

Viel hängt vom Alter und von der „Qualität“ der Einwanderer ab. Es ist offenbar nicht möglich, den Teil eines Volkes, der dasselbe repräsentieren würde, in einen anderen Weltteil zu versetzen. Praktisch müssen es junge Männer und Frauen sein, die ausziehen, allenfalls mit wenigen Kindern, und es läßt sich kaum vermeiden, daß die Männer zahlenmäßig sehr überwiegen. Die Auswanderung muß mithin u. a. zur Folge haben, daß unter den Verbleibenden die Zahl der Arbeiter im Vergleich zu den Nicht-Arbeitern (niedriger und hoher Altersklassen) vermindert und auf die ersteren eine schwere zusätzliche Last gelegt wird.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob die Geburtenhäufigkeit der heimischen Bevölkerung nicht steigen wird. Für das Mittelalter, als das Haupthemmnis der Bevölkerung das späte Heiratsalter war, kann man wohl annehmen, daß auf jede außerordentliche Sterblichkeitswelle infolge von Krieg oder Seuchen ein scharfes Steigen der Geburtenrate folgte, so daß die Bevölkerung bald ihre frühere Größe erlangte. Nun wirkt Verzögerung des Heiratsalters in gewissem Umfang noch immer als Hemmnis der Bevölkerungsvermehrung, und es ist mithin zum mindesten möglich, daß die Auswanderung einer großen Anzahl junger Leute erhöhte Fruchtbarkeit der Daheimgebliebenen zur Folge hat.

In der Tat ist die Auswanderung ein gutes Heilmittel für zeitweiligen Arbeiterüberschuß, wie er leicht eintreten kann, wenn sich die Bevölkerung einer Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse noch nicht angepaßt hat. Keineswegs ist sie aber ein volles Heilmittel für einen jährlich wiederkehrenden Überschuß der Geburten über die Todesfälle eines übervölkerten Landes.

Die Ausbildung der Arbeitsteilung zwischen Europa und Amerika, die den wirtschaftlichen Fortschritt der siebziger Jahre charakterisierte, ließ es klar vor Augen treten, daß die Auswanderung für beide Kontinente vorteilhaft sein muß. Die Industrialisierung Europas stützte sich auf das Wachstum überseeischer Absatzmärkte für Industrieprodukte, während die Lebenshaltungskosten durch ein dank den Auswanderern immer steigendes Nahrungsmittel- und Rohstoffangebot niedrig gehalten wurden. Andererseits profitierte Amerika durch das Angebot an europäischen Arbeitskräften und durch die Werkzeuge, Kapitalgüter und Verkehrserleichterungen, die mit jenen Hand in Hand gingen. Es war eine ideale Arbeitsteilung. Im Laufe der letzten dreißig Jahre hat sich jedoch die amerikanische Öffentlichkeit gegen die ungehinderte Zulassung europäischer Auswanderer gewendet. Die Verhältnisse sind andere geworden. Amerika füllt sich an; und wirtschaftliche Einwände gegen die freie Zulassung billiger Arbeitskräfte

werden durch politische Erwägungen bezüglich der Rassenzusammensetzung der Bevölkerung verschärft. Seit 1917 ist in den Vereinigten Staaten den Einwanderern ein Bildungsnachweis auferlegt, um das Hereinströmen von Leuten aus dem südlichen und östlichen Europa zu hemmen, unbeschadet desjenigen aus dem europäischen Westen. Diese Maßnahme galt jedoch als völlig unzureichend, um Amerika gegen die Überflutung mit Flüchtlingshorden, wie sie für die Nachkriegszeit erwartet wurde, zu schützen; und 1921 erließ man ein Gesetz, welches bestimmt, daß die Zahl der Fremden irgendeiner Nationalität, die jeweils in einem Jahr in die Vereinigten Staaten zugelassen werden darf, auf 3% der laut Zensus von 1910 in den Vereinigten Staaten ansässigen fremdbürtigen Personen der betreffenden Nationalität beschränkt wird.

Gleichzeitig hat sich auch die Einstellung der europäischen Staaten gegenüber der Auswanderung ihrer Angehörigen gründlich geändert. Die kriegerische Wertung der „Männerkraft" („man-power") ist auf Friedensverhältnisse übertragen worden. Der Wert des einzelnen für den Staat wird jetzt nach Maßgabe seiner Tauglichkeit oder als wirtschaftlicher Aktivposten sorgfältig abgewogen, bevor es ihm erlaubt wird, sein Land zu verlassen; und selbst wenn die Auswanderung gestattet wird, bleibt der Auswanderer weitgehenden Beschränkungen unterworfen, die zum Ziele haben, irgendeinen Teil seines wirtschaftlichen Wertes dem Heimatland vorzubehalten. Vor dem Kriege war die Bevölkerungsbewegung durch ein paar einfache internationale Abmachungen geregelt; im übrigen wählten und regulierten die Bestimmungsländer die Einwanderer. Jetzt haben wir es mit einem Wettbewerb von Polizeimaßnahmen der Ein- und Auswanderungsländer zu tun, und es muß irgendwie zu einem Kompromiß kommen, wenn die Freizügigkeit nicht ganz aufhören soll.

England ist in der glücklichen Lage, sich um diese neue Phase des exklusiven Nationalismus dank seiner überseeischen Dominions nicht kümmern zu brauchen. Für englische Auswanderer gibt es noch für lange Zeit reichlich

Raum innerhalb des Britischen Reiches. „Wozu soll dann", fragt man manchmal, „der Engländer wegen der fortgesetzten Vermehrung der heimischen Bevölkerung besorgt sein? Mag auch England seine Kohlenvorräte erschöpfen und seine Absatzmärkte für Industrieprodukte verlieren, — gibt es denn nicht noch in den Dominions reichlich Arbeit für die überschüssigen Arbeitskräfte der Heimat?" Dieser Gesichtspunkt muß etwas näher untersucht werden.

Am Anfang dieses Kapitels haben wir bereits erwähnt, daß Australien und Kanada zusammen wohl etwa 200 Millionen Menschen Unterhalt bieten könnten, und wir haben die Frage unentschieden gelassen, wieweit von dieser Expansionsmöglichkeit das Heimatland eine Erleichterung erwarten kann. Nun sind wir an der Stelle, wo wir uns dieser Frage zuzuwenden haben.

Die Bevölkerung von England und Wales wäre in den letzten zehn Jahren, wenn es keine Kriegsverluste gegeben hätte, um etwa 2 500 000 gewachsen. Die Zahl der Auswanderer belief sich im gleichen Zeitraum auf rund 630 000, die höchste Zahl irgendeiner Dekade seit 1871. Um also die Bevölkerung dieses Landes konstant zu erhalten, bedarf es einer jährlichen Auswanderung von 250 000 Menschen, mithin des Vierfachen der heutigen Auswanderungsrate. Angenommen, diese Menschenmenge könnte mit Hilfe der britischen und der Dominions-Regierungen über See geschafft und in Kanada und Australien beschäftigt werden[1]: was wäre für England die Folge?

Es läßt sich nicht bestimmt voraussagen, ob die Auswanderung im Heimatland Zu- oder Abnahme der Geburtenhäufigkeit bewirkt. Auf den ersten Blick erscheint es wahrscheinlich, daß die Entziehung einer Anzahl Männer und Frauen der heiratsfähigen Altersklassen die durchschnittliche Fruchtbarkeit vermindern müßte; aber wir sahen bereits, wie die Geburtenhäufigkeit nach einem Kriege

[1] [Über die Politik Englands zur Förderung der Auswanderung in seine Kolonien vgl. M. G. Mondaini, Colonisation anglaise (franz. Übersetzung), Paris 1920. Über die Dominions als Einwanderungsgebiete: Andreades, op. cit. S. 103ff.]

überall zunimmt, und es muß auch daran erinnert werden, daß die Auswanderung gerade zum Vorteil der daheimverbliebenen Bevölkerung empfohlen wird. Ex hypothesi müßte also die unmittelbare Wirkung die sein, die Arbeitsbedingungen zu verbessern und den Daheimgebliebenen wenn nicht bessere Löhne, so zum mindesten kontinuierlichere Beschäftigung zu sichern. Welche Garantie gibt es dafür, daß sie diese Verbesserung ihrer Lage nicht zu früherem Heiraten und höherer Kinderzahl benutzen werden?

Auch der indirekte Einfluß einer starken Bevölkerungsvermehrung in Kanada und Australien auf die Bevölkerung des Mutterlandes läßt sich schwer voraussagen. Die Welt bildet heute wirtschaftlich eine Einheit. Folglich muß eine Vermehrung des Angebots an Kapital und Arbeit in einem Lande den Wohlstand der anderen Länder wesentlich beeinflussen. Wir sahen bereits, wie die wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten auf Europa zurückgewirkt hat.

Würden nun die fraglichen Auswanderer daheimgeblieben sein, so müßten sie zum großen Teil in der Industrie beschäftigt werden. Ist es anzunehmen, daß man sie auch in den Dominions so verwenden würde? Von der Antwort auf diese Frage hängt es wesentlich ab, wie ihre Arbeitskraft auf die Lage der englischen Bevölkerung zurückwirkt. Dienen sie in Australien und Kanada zur Vermehrung des Angebots an Lebensmitteln und Rohstoffen, so nützen sie England, indem sie den Austausch solcher Güter, die es braucht, gegen englische Industrieprodukte fördern. Werden sie dagegen zur Entfaltung neuer Industrien verwendet, so könnte es für ihre Landsleute besser gewesen sein, sie wären daheim geblieben. Diejenigen freilich, die nicht selbst gewerblich interessiert sind, werden von dem Aufkommen neuer Angebotsquellen, die auf die Dauer preissenkend wirken, Nutzen haben. Vom Standpunkt Englands als Ganzen dürfte jedoch dieser Nutzen ziemlich aufgewogen werden dadurch, daß ein großer Teil des Landes auf die Produktion der Güter angewiesen ist, die nun auf

dem Weltmarkt und insbesondere in den Dominions selbst auf intensiveren Wettbewerb stoßen werden. Die fraglichen 250 000 Arbeiter hätten, wären sie daheim geblieben, den heimischen Arbeitsmarkt belastet, aber man hätte ihnen günstigstenfalls manchen Nutzen zu verdanken gehabt wegen steigender Erträge der industriellen Produktion, und schlimmstenfalls hätten sie mit ihren Arbeitsgenossen die Übel der Übervölkerung geteilt. Wandern sie aus und stellen sie sich in den Dienst gleicher Industrien der Überseeländer, so wird der Wettbewerb daheim ebenso scharf fühlbar sein, bedeutet aber keine kompensierenden Vorteile durch erhöhte Wirtschaftlichkeit der Produktion und mag sogar schwerer wiegen, weil er sich auf die jungfräulichen Naturschätze neuer Länder stützt.

Ob sich die Auswanderer der agrarischen oder der industriellen Produktion zuwenden würden, ist als Tatsachenfrage strittig. Die Regierungen der Dominions ziehen es vor, neue Kräfte der Landwirtschaft zuzuführen; die dortigen Gewerkschaften pflegen große Vermehrung ihrer Mitgliederzahl nicht zu begrüßen; und bisher war der Auswanderer, der England verließ, um sein Glück in der Neuen Welt zu versuchen, zum Landleben geneigt. Andererseits wird die Industrie in Australien und Kanada künstlich durch Protektionismus auf Kosten des Landwirtes gefördert, der zu ihren Gunsten besteuert wird; und eine wesentlich gesteigerte Auswanderung, wie wir sie hier im Auge haben, könnte sich nicht auf den Menschenschlag beschränken, der normalerweise zu solchem Wagemut bereit ist, müßte vielmehr zum großen Teil Industriearbeiter mit einschließen, für die sie ja eigentlich bestimmt ist. Mithin ist es ungewiß, was geschehen würde; es ist aber wohl anzunehmen, daß selbst wenn alle Einwanderer zunächst in die Landwirtschaft strömen, ein sehr großer Teil derselben in den Städten landen wird.

Die Untersuchung ergibt also, daß die Auswanderung alles weniger als ein vollkommenes Heilmittel gegen Übervölkerung ist. Sie hat zur Folge, daß eine Anzahl Leute aus den Altersklassen, in denen sie am meisten

leistungsfähig sind, der Heimat entrissen wird, wobei die Versorgung der Kinder und Greise den anderen überlassen bleibt. Sie wälzt auf ein Land, das den Druck der Bevölkerung bereits empfindet, die Last, Menschen bis zum produktiven Alter zu züchten und sie dann unentgeltlich zu exportieren[1]). Sie kann im Heimatlande wachsende Geburtenhäufigkeit hervorrufen; und sie wird die Konkurrenz der Übersee-Industrien gegen die des Heimatlandes fördern und mithin gerade das Übel, das sie heilen soll, verstärken.

12. Die Gefährdung der Zivilisation. Wir sahen in diesem kurzen Überblick über die internationalen Bevölkerungsfragen, wie durch Kooperation und Arbeitsteilung eine riesige Menschenzahl und ihre Versorgung auf einem höheren Lebenshaltungsstand, als es die Erde je zuvor darbot, ermöglicht wurden. Wir sahen auch, wie die Schwierigkeiten, die die Menschheit in der Gewinnung ihrer Subsistenzmittel überwinden muß, durch politische Gegensätze verschärft werden. Die Entwicklung scheint heute [1923] der internationalen Arbeitsteilung ungünstig zu sein und eher die politischen Gegensätze zu unterstreichen. Auf einem überfüllten Planeten muß dieser Weg jedoch zu einem erbitterten Kampfe um die nackten Existenzmittel führen. Soll dies das Ende der modernen Zivilisation bedeuten, oder wird es dem menschlichen Verstand rechtzeitig gelingen, die blinden Instinkte zu überwinden und die Katastrophe abzuwenden? Das das 20. Jahrhundert vor diese Frage gestellt wird, ist ein schlagender Beweis für die Weisheit des Malthus, der das Problem vor 120 Jahren erfaßt hat. Hüten wir uns vor dem seichten Optimismus seiner Gegner, für den wir gewiß auch weniger Entschuldigung hätten, und fassen wir das Problem fest ins Auge.

---

[1]) [Die Rücksendungen von Ersparnissen der Auswanderer in das Heimatland können (und pflegen) für dieses zeitweilig eine Art „Entgelt“ für den Verlust von Arbeitskräften, vor allem einen häufig (Osteuropa, Italien!) wesentlichen Aktivposten der Zahlungsbilanz bedeuten.]

Achtes Kapitel.

Das qualitative Bevölkerungsproblem.

1. Vorbemerkung. Die ersten sechs Kapitel dieses Leitfadens waren den quantitativen Bevölkerungsfragen gewidmet: den Folgen der Bevölkerungsvermehrung für die Güterversorgung der Menschen, wobei die Unterschiede zwischen dem einen Menschen und dem anderen so gut wie völlig unbeachtet blieben. Im letzten Kapitel ist die allgemeinste der qualitativen Bevölkerungsfragen in ihren Grundzügen aufgerollt worden: die Komplikationen, die sich aus den Rassen- und Völkerverschiedenheiten ergeben. Jetzt müssen wir uns den Qualitätsfragen innerhalb der einzelnen Volkswirtschaften zuwenden und die Bedeutung des zahlenmäßigen Verhältnisses der beiden Geschlechter sowie der einzelnen Gesellschaftsklassen zueinander vom Standpunkt der Bevölkerung als Ganzen untersuchen.

2. Weshalb es mehr Frauen als Männer gibt. Vor dem Kriege gab es in Europa nahezu acht Millionen Frauen mehr als Männer, und in Großbritannien betrug dieser Überschuß 1 300 000. In diesem einen Lande sind die Frauen 1921 um 1 900 000 zahlreicher gewesen als die Männer, und es ist anzunehmen, daß das Mißverhältnis in ganz Europa in ähnlicher Weise gestiegen ist[1]). Fragt man nach dem Grunde dieser Ungleichheit, so ist die erste bemerkenswerte Tatsache, daß in allen westlichen Ländern mehr Knaben als Mädchen geboren werden; der Überschuß der Knabengeburten beträgt 20 bis 60 pro Tausend. Die Sterblichkeit der Knaben, besonders im ersten Lebensjahr, ist aber größer als die der Mädchen; in den meisten Ländern gleichen sich die Zahlen in der Altersklasse von fünfzehn bis zwanzig Jahren aus. Dann zeigt es sich, daß die Gefahren, denen die Männer insbesondere im mittleren Lebensalter

---

[1]) [In Deutschland ist der Frauenüberschuß zwischen 1910 bis 1919 von rund 800 000 auf 2 860 000 gestiegen! Dabei kommen in den letzten Jahren durchschnittlich 108 Knabengeburten auf 100 Mädchengeburten.]

ausgesetzt sind (Berufsunfälle, Krieg und klimatische Gefahren), größer sind als diejenigen, denen die Frauen ausgesetzt sind, unter denen die Mutterschaft die wichtigste ist, so daß die Frauen in dieser Altersklasse zu überwiegen beginnen. Im höheren Alter legt „das schwache Geschlecht" stärkere Lebensenergie an den Tag als das andere und erhöht sein zahlenmäßiges Übergewicht. Auch die Auswanderung muß in der Ungleichheit der Geschlechter in Europa eine beträchtliche Rolle spielen, denn auf dem amerikanischen Kontinent im ganzen schlägt die Wage nach der anderen Seite aus, indem die Männerzahl die der Frauen um mehr als vier Millionen übertrifft und es auch in Australien einen Mangel an Frauen gibt.

Allgemein ist man sich darüber einig, daß die sozialen Folgen dieser zahlenmäßigen Ungleichheit der Geschlechter auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans unerwünscht sind; insbesondere dürfte das für Europa gelten, wo die Lage der Frauen nachteilig beeinflußt wird durch das Vorhandensein eines „Überschusses". Das nächstliegende Heilmittel wäre die Förderung einer stärkeren Frauenauswanderung aus der Alten in die Neue Welt. Ein Versuch ist nach dieser Richtung gemacht worden; aber die Schwierigkeiten sind ungeheuer, zumal die Zahl der Frauen in den größeren Städten Amerikas und der Britischen Dominions bereits in angemessenem Verhältnis zur Männerzahl steht und die weniger fortgeschrittenen Gebiete für Frauen eben weniger verlockend sind. Außerdem beträgt der Frauenüberschuß in Europa mindestens das Doppelte des Männerüberschusses in anderen Ländern mit weißer Bevölkerung, so daß die Frage durch Auswanderung allenfalls zur Hälfte gelöst werden könnte. Die Wurzel des Übels liegt in der hohen Sterblichkeit der Knaben im Säuglingsalter, und es ist für England sehr beunruhigend, daß in dieser Hinsicht die Spannung zwischen den beiden Geschlechtern zugenommen hat. Nach den Angaben von Dr. Saleeby sterben jetzt 14% Knaben mehr als Mädchen im Säuglingsalter, während vor zwanzig oder dreißig Jahren der Unterschied kaum 6% zu betragen

pflegte[1]). Die Fachleute bieten keinerlei Erklärung dieser Tatsache. Wir sahen jedoch, daß die Kindersterblichkeit im ganzen im Abnehmen begriffen ist, und da Knaben zu erziehen schwieriger ist als Mädchen, so dürfte es kaum überraschen, daß die verbesserten Lebensverhältnisse zunächst den letzteren zugute kommen. Es ist zu hoffen, daß in dem Maße, wie die Fürsorge für Kinder weitere Fortschritte macht, die Knaben auch erhalten bleiben. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Gefahren des mittleren Alters in Zukunft gleichmäßiger auf den Geschlechtern lasten werden, da die Frauen in wachsendem Maße an den Berufen teilnehmen, die früher ausschließlich für Männer vorbehalten waren, und daß sich mithin die zahlenmäßige Ungleichheit vermindern wird.

3. Klassenlage und Geburtenhäufigkeit. Der Leser wird sich an die gelegentliche Bemerkung im VI. Kapitel über die Ursachen sinkender Geburtenhäufigkeit erinnern, daß dieses Sinken sich auf die verschiedenen Gesellschaftsschichten nicht gleichmäßig erstreckt, vielmehr bei den wohlhabenderen Klassen stärker ausgeprägt ist. Diese Ungleichmäßigkeit müssen wir nun etwas näher ins Auge fassen, denn sie ist für das qualitative Bevölkerungsproblem von großer Bedeutung.

In England und Wales verteilten sich 1911 die Geburten auf je 1000 verheiratete Männer im Alter unter fünfundfünfzig Jahren, nach dem Beruf der Väter klassifiziert, wie folgt:

1. Obere und mittlere Klassen	119
2. Übergangsschicht	132
3. Gelernte Arbeiter	153
4. Übergangsschicht	158
5. Ungelernte Arbeiter	213

Die Kindersterblichkeitsrate betrug in diesen Gruppen in derselben Reihenfolge 76,4, 106,4, 112,7, 121,5, 152,5. Das Verhältnis der Geburten zu den das erste Lebensjahr

[1]) Zeugenaussage vor der englischen National Birth-rate Commission. („The Declining Birth-rate; [its causes and effects"; London 1916], S. 414.) [In Deutschland starben 1921 im Säuglingsalter rund 118000 Knaben und 91000 Mädchen; die Spannung ist also noch viel größer als in England. Vgl. S. 109 und 118.]

überlebenden Kindern war infolgedessen in den einzelnen Klassen: 1. Klasse 110; 2. Klasse 118; 3. Klasse 136; 4. Klasse 139; 5. Klasse 181.

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß sich die Geburten heute auf die einzelnen Klassen ungleich verteilen; die wohlhabendsten Leute haben in der Regel die wenigsten Kinder, und die Größe der Familie wächst im allgemeinen in dem Maße, wie das Einkommen abnimmt, so daß die ungelernten Arbeiter die meisten Kinder haben. Es versteht sich, daß die Kindersterblichkeit diese Ungleichheit zu reduzieren strebt, sie beseitigt sie aber keineswegs. Über die Größe der Familien im späteren Lebensalter besitzen wir kein Vergleichsmaterial.

Die obigen Zahlen besagen aber nichts darüber, ob die Fruchtbarkeitsunterschiede der Klassen durch das Sinken der Geburtenzahl größer geworden sind; sie besagen nur, daß es solche Unterschiede gibt. Der Statistiker Yule hat nun eine Tabelle zusammengestellt, in der bestimmte Londoner Stadtbezirke nach der Zahl der dort beschäftigten weiblichen Dienstboten geordnet sind; dies nimmt er als Maßstab für den sozialen Stand des Distriktes, so daß die Fruchtbarkeit in reicheren Stadtbezirken mit der in ärmeren verglichen werden kann. Die Ergebnisse dieses Vergleiches sind sehr interessant. 1871 gab es zwischen den Bezirken keine irgend regelmäßigen oder auffallenden Unterschiede. Stadtteile wie Hampstead, Kesington und Paddington haben andere wie z. B. Southwark und Shoreditch an Fruchtbarkeit übertroffen, obwohl die ersteren an der Spitze und die letzteren am unteren Ende der sozialen Reihenfolge stehen. 1901 war die Lage ganz anders. Da zeigten die Bezirke, die an der Spitze der Liste standen, sehr niedrige Fruchtbarkeit, um 23% niedriger als 1871, während jene am unteren Ende ebenso kinderreich blieben wie vor dreißig Jahren. Von 1901—1911 wiederum sank die Geburtenzahl in den reicheren Bezirken um durchschnittlich 3%, während die unteren die ihrige um etwa 5% senkten. Die Angaben über einzelne Bezirke sind so unregelmäßig, daß Yule auf das letztere Ergebnis wenig Gewicht legt. „So viel

dürfte wahrscheinlich sein," schreibt er, „daß die raschere Abnahme sich von den oberen Schichten nach den unteren ausbreitete und im Jahrzehnt 1901—1911 selbst [so arme] Bezirke wie Poplar, Bermondsey und Bethnal Green zu beeinflussen begann; es bedarf aber mehr Belege, bevor die These als erwiesen gelten kann[1])."

Die deduktive Annahme, daß der Fruchtbarkeitsunterschied je nach Klassenlage heute viel größer ist als vor fünfzig Jahren, wird durch die voneinander unabhängigen statistischen Untersuchungen von Dr. Heron [1906] und Dr. Stevenson und anderer bestätigt und kann mithin als eine erwiesene Tatsache angesehen werden[2]).

4. Ein Grund der hohen Geburtenziffer bei den Armen. Diese Verteilung der Kinder kann kaum als erfreulich gelten. Der Ausspruch von Bernhard Shaw über die Reichtumsverteilung: „Diners ohne Appetit am einen Ende der Stadt und Appetit ohne Diners am anderen Ende", wird noch erschreckender, wenn man hinzufügt: „Häuser und Komfort ohne Kinder in dem einen Stadtteil und Kinder ohne Häuser und ohne Komfort im anderen." Offenbar hat die Regulierung der Geburten ihren Einfluß auf die Bevölkerungszahl am verkehrten Ende der sozialen Stufenleiter auszuüben begonnen. Wahrscheinlich war das unvermeidlich; gewiß war es auch zu erwarten, wenn man sich die Verschwörung vergegenwärtigt, in der sich praktisch alle gebildeten Klassen bis vor kurzem vereinigt haben, um die Arbeiter und Arbeiterinnen in völliger

---

1) Yule: The Fall of the Birth-rate, S. 27.

2) [Auch für Deutschland ist die Frage der Fruchtbarkeitsunterschiede der Klassen (Einfluß der Wohlstandssteigerung und des damit zusammenhängenden Kulturfortschritts auf die Geburtenabnahme) statistisch untersucht worden, namentlich an Hand des Vergleichs zwischen Geburtenziffer einerseits, Zahl der Sparkassenbücher, Höhe der Wohnungsmieten und des steuerpflichtigen Einkommens usw. andererseits. Vgl. insbesondere Mombert: Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland, Karlsruhe 1907, und die oben S. 99f. zitierte Literatur; ferner Tallquist: Recherches statistiques sur la Tendence à une moindre Fécondité, Helsingfors 1886, u. a. Die neuesten Untersuchungen (z. B. für Berlin) zeigen unzweideutig abnehmende Tendenz der fraglichen Fruchtbarkeitsunterschiede.]

Unwissenheit zu halten, sowohl bezüglich ihrer Pflicht, keine Kinder in die Welt zu setzen, außer wenn sie vernünftigerweise die Aussicht haben, für dieselben sorgen zu können, als auch bezüglich der Mittel zur Erfüllung dieser Pflicht.

Selbst ein so vornehmer Philosoph wie John Stuart Mill konnte seine Entrüstung über diesen Punkt nicht unterdrücken, und viel von seinen Vorwürfen gilt auch für die heutige Generation.

„Die Armut", schreibt er, „wie die meisten sozialen Übel, besteht, weil die Menschen ohne gebührende Überlegung ihren tierischen Trieben folgen. Aber die Gesellschaft beruht gerade darauf, daß der Mensch nicht ein Tier sein muß. Die Zivilisation ist in jeder Beziehung ein Kampf gegen die tierischen Triebe. Sie hat sich fähig gezeigt, über einige, selbst die stärksten unter ihnen, in hohem Maße die Herrschaft zu erwerben .... Wenn sie den Trieb zur Kindererzeugung nicht unter eine solche Beschränkung, wie sie nötig ist, gebracht hat, so müssen wir uns erinnern, daß dies noch niemals ernsthaft versucht wurde. Anstrengungen, die gemacht worden sind, hatten meist die entgegengesetzte Tendenz. Religion, Moral und Staatskunst haben miteinander gewetteifert in Anregungen zur Heirat und zur Vermehrung der Menschen, freilich nur in der Ehe. Die Religion hat nicht einmal jetzt diese Ermunterungen aufgegeben. ... Der Reiche denkt (vorausgesetzt, daß die Folgen ihn nicht selbst treffen), die Annahme, das Unglück entsprieße einem natürlichen Hange, fechte die Weisheit der Vorsehung an; der Arme denkt, ‚Gott schickt niemals Münder, wenn er nicht Nahrung schickt'. Niemand würde nach den Worten beider vermuten, daß man irgendeine Stimme oder Wahl nach der einen oder anderen Seite hat[1])."

Diesen Zornesausbruch ergänzte Mill noch nachdrücklich durch eine Fußnote:

„Wenig moralische Fortschritte sind zu erwarten, solange die Erzeugung großer Familien nicht mit denselben Gefühlen angesehen wird wie Trunksucht oder andere physische Ausschweifungen. Aber solange Aristokratie und Klerus zuvorderst das Beispiel solcher Unenthaltsamkeit geben, was kann man da von den Armen erwarten[2])?"

5. Eugenische Betrachtungen[3]). Es muß zugegeben werden, daß die Aristokratie heute ein anderes Beispiel bietet,

[1]) Mill: Politische Ökonomie, Buch II, Kapitel XIII, § 1.

[2]) Ibid. (Anmerkung).

[3]) [Die von Galton sog. „Eugenik" ist die Anwendung der biologischen Vererbungslehre auf den Menschen; sie wird auch „Rassenhygienie" (Ploetz) oder „Fortpflanzungshygienie" (Grotjahn: Soziale Pathologie 3. Aufl., S. 470. Berlin 1923) genannt.

und selbst der Klerus (zum mindesten der Kirche von England) pflegt im Gegensatz zu der allgemeinen Meinung darüber nur zweiundsiebzig Kinder auf je hundert Kinder durchschnittlicher Familien zu haben. Als Regel ist jedoch das Beispiel noch nicht in wesentlichem Umfange befolgt, und vieles gilt noch von dem scharfen Urteil Mills. Es gibt aber auch Fachleute, nach deren Urteil unsere gegenwärtige Lage schlimmer ist als die, über die sich Mill beschwerte, weil wir, sagen sie, die schlechteste Sorte am stärksten züchten, woraus unvermeidlich physische und geistige „Entartung" der Rasse folgen muß. So schreibt z. B. der Dekan Inge, der an der Polemik ebensoviel Freude hat wie er über die Zukunftsaussichten der Menschheit pessimistisch urteilt:

„Die natürliche Auslese, die in unzivilisierten Gemeinwesen alle Mißgriffe der Natur beseitigt, hat nahezu aufgehört zu wirken. Ein Zwerg kann eine Maschine bedienen, ein Krüppel Bücher führen. Die allgemeine Geschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit, die einem Wilden zur zweiten Natur geworden sind, sind im Zeitalter der Spezialisierung nutzlos ... Wir stehen mithin einer fortschreitenden Entartung unseres Geschlechts gegenüber, die dem Außerkraftsetzen der natürlichen und dem völligen Fehlen jeder irgend rationellen Auslese zuzuschreiben ist" [1]).

An einer anderen Stelle schreibt er:

„Entweder muß rationelle Auslese an die Stelle der natürlichen treten, die der moderne Staat nicht wirken lassen will, oder wir werden so sicher herunterkommen wie ein Haufen Hunde aller Rassen, die durcheinander gekreuzt Junge werfen" [2]).

Es wäre leicht, diese Argumentation lächerlich zu machen, z. B. hervorzuheben, daß die Zwerge gerade in unzivilisierten Gemeinwesen erfolgreiche Magier sein, mithin überleben und mächtig werden können; daß die natürliche Auslese, die die Muskeln dem Gehirne und gemeine Routine dem künstlerischen Genius vorzieht, nicht unbedingt

---

An die wenig sicheren Forschungsergebnisse knüpfen sich gewisse praktische Tendenzen zur „Menschenauslese", von denen im Text die Rede ist. Vgl. auch Gruber und Rüdin: Fortpflanzung, Vererbung und Rassenhygiene, 1911; Goldscheid: Höherentwicklung und Menschenentwickl., 1911.]

[1]) Inge: Outspoken Essays, II. Serie, S. 265 f.

[2]) Ibid. S. 257.

wünschenswert ist, und daß viele Hundeliebhaber Mischlinge für intelligenter, temperamentvoller und kühner halten als Tiere mit urkundlich nachgewiesenen Stammbäumen. Der Verfechter der Rassenhygiene kann aber nicht mit ein paar strittigen Punkten erledigt werden. Dem rein wirtschaftlichen Einwand gegen die heutige Verteilung der Kinder kann bis zum gewissen Grade begegnet werden durch Fürsorge für kostenlose Erziehung, durch Förderung des Wohnungsbaus (housing acts), Bekleidung und ärztliche Überwachung der Kinder in der Schule, durch Kinderwohlfahrtseinrichtungen und ähnliches mehr. Wenn es aber zutrifft, daß diese Maßnahmen das Überwiegen der Minderwertigsten in der Produktion zukünftiger Geschlechter bewirken, dann wären sie positiv schädlich, statt Vorteile zu bieten. Mithin handelt es sich um eine Frage von ernster praktischer Bedeutung.

Haben wir wirklich Grund anzunehmen, daß die Armen physisch und geistig minderwertig sind im Vergleich zu den Reichen, oder auch nur, daß die ungelernten Arbeiter als Klasse wesentlich inferior sind im Vergleich zu den Handwerkern? Diejenigen, die die Armen am besten kennen, sind häufig bereit, das gegenteilige Urteil zu vertreten und zu behaupten, daß die Besitzlosen nur kraft ihrer Überlegenheit an Nerven und Mut über die anderen Klassen imstande sind, den Risiken und Mühseligkeiten ihres Daseins zu trotzen. So schreibt z. B. Stephen Reynolds, der mehrere Jahre in dem Hause eines Fischers in Devonshire gelebt hat, daß:

„je enger man mit den Armen zusammenlebt, um so mehr bewundert man ihre Fähigkeit, trotz Entbehrungen glücklich sein zu können, und ihren großartigen Mut trotz aller Ungewißheit; und um so mehr sieht man auch, daß diese Eigenschaften durch die Unsicherheit der Zukunft und durch Unbekümmertsein um dieselbe entstanden sind oder wachgehalten werden... Der Mann bedeutet mehr als seine Lebensverhältnisse. Des armen Mannes Mut zum Leben ist seine wertvollste spezifische Eigenschaft. Die meisten seiner schönsten Tugenden stammen daher... Die Armen sind von den mittleren Klassen der Art wie dem Grade nach verschieden. (Verschiedener vielleicht als die Armen und die Aristokraten.) Ihre Kulturen sind nicht zwei Stufen derselben Kultur, sondern zwei Kulturen, zwei Traditionen, die im Wettbewerb miteinander erwachsen

sind, wenn auch freilich nicht ohne beträchtliche Vermischung... Die Kultur des Armen mag materiell zurückgebliebener sein, sie enthält aber den Kern einer feineren Kultur als die des Mittelstandes[1])."

Der Rassenhygieniker könnte freilich einwenden, daß dieses Urteil, mag auch seine Richtigkeit bezüglich der Fischerleute in Devonshire unbestritten bleiben, nicht gilt für die Armen der großen Städte und Industriebezirke. Es ist allerdings bemerkenswert, daß [z. B.] Fräulein M. Loane nach langer Beobachtung der Londoner Armen, unter denen sie lange als Pflegerin gearbeitet hat, selbständig zu ziemlich der gleichen Meinung gelangt[2]).

Aber selbst wenn man restlos zugibt, daß die Bauernschaft vom Rassenstandpunkt aus mindestens ebenso gesund ist wie jede andere Klasse, muß man gestehen, daß unerfreuliche Faktoren an der Arbeit sind. Blieben die Klassen wasserdicht getrennt voneinander und wären innerhalb jeder Klasse die Kinder gleichmäßig verteilt, so könnte alles in Ordnung sein für die Zukunft der Rasse. Vom rassenhygienischen Standpunkt aus ist es aber sehr bedauerlich, daß es eine Tendenz gibt, die eine Klasse mit den Schwächen der anderen anzustecken; ferner eine entgegengesetzte Tendenz, daß die tüchtigsten Mitglieder einer jeden Klasse die soziale Leiter emporklettern; und das Schlimmste ist die Tendenz, daß die wenigst erfreulichen Mitglieder einer jeden Klasse die größte Kinderzahl aufweisen.

Das bedenklichste Beispiel für diese letztgenannte Tendenz bieten die Schwachsinnigen. Es scheint eine feststehende Tatsache zu sein, daß Schwachsinn ein erblicher Defekt ist. Er vererbt sich nach denselben von der Vererbungslehre aufgedeckten Regeln wie sonstige erbliche Eigenschaften der Pflanzen und Tiere. Schwachsinn ist eine sogenannte rezessive Eigenschaft und reproduziert sich nach gewissen genau bestimmten Regeln durch die Ehe zwischen zwei Personen, die beide erblich belastet sind. Eine Familie, in der er sich eingenistet hat, ist von ihm nicht

---

[1]) Stephen Reynolds: „A Poor Man's House" S. 262, 267, 270.

[2]) Vgl. „From their Point of View", „The Next Street but One" und andere Werke von Miss M. Loane.

zu befreien, er könnte aber durch die Aussonderung aller damit Belasteten beseitigt werden. Bedauerlicherweise ist die Geburtenhäufigkeit bei Schwachsinnigen um 50% höher als bei Normalen; und da diese Unglücklichen meistens von Staats wegen unterhalten werden müssen, scheint es sehr vernünftig, wenn Rassenhygieniker (z. B. die Eugenics Education Society in England) zwangsweise Aussonderung derselben empfehlen. Diese Maßnahme empfiehlt sich in der Tat zum Schutz der Schwachsinnigen selbst, abgesehen von den Interessen der Gesellschaft, in der sie leben.

6. Die Schranken der Eugenik. Maßgebende Vertreter der Vererbungslehre pflegen in der Regel kein unmittelbares Eingreifen von seiten der Gesellschaft über das im letzten Abschnitt angedeutete hinaus zu befürworten. Ihre Wissenschaft steckt noch in den Kinderschuhen und hat ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, bevor an positive Anwendung gedacht werden kann.

Selbst wenn wir wüßten, wie Kinder mit bestimmten Eigenschaften zu produzieren sind, wären wir noch immer nicht einig, was auch von Rassenhygienikern wie dem Dekan Inge zugegeben wird, welche Art wir züchten sollen. „Die beiden Ideale," schreibt er, „dasjenige des vollendeten Menschen und dasjenige des vollendet organisierten Staates, würden zu sehr verschiedenen Auswahlprinzipien führen. Wollen wir ein Volk schöner und beschränkt leistungsfähiger griechischer Götter haben, oder wollen wir menschliche Bullenbeißer zu Schutzleuten, menschliche Windhunde zu Briefträgern und so weiter[1])?"

Viele von uns werden erwidern, daß sie weder das eine noch das andere wünschen; wir ziehen vielmehr die heutige Mannigfaltigkeit menschlicher Wesen vor!

7. Die relative Bedeutung von Vererbung und Umgebung. Wenden wir uns von letzten Idealen den praktischen Tagesfragen zu, so finden wir einen bedeutsamen Meinungsstreit zwischen denen, die auf die Wichtigkeit der Vererbung Gewicht legen, und denen, die den Einfluß des Milieus betonen.

---

[1]) Inge: Outspoken Essays, 2. Serie, S. 175.

Soziale Wohlfahrtsmaßnahmen wie die oben aufgezählten werden von den ersteren im allgemeinen mit großem Mißtrauen als geeignet angesehen, die Vermehrung minderwertiger Typen auf Kosten der höherwertigen zu fördern. Die anderen dagegen verlangen häufig noch drastischere Mittel zur Verbesserung der Verhältnisse, unter denen die Majorität der Kinder auf die Welt kommt und aufwächst. Mutterschaftsfürsorge (endowment of motherhood) und gesetzliche Minimallöhne (national minimum wages) sind Forderungen, die für diese Ideenrichtung charakteristisch sind. In der Tat ist vieles zu sagen auf beiden Seiten der Kontroverse. Den Rassenhygienikern ist es noch nicht gelungen, irgendeine engere Wechselbeziehung zwischen Reichtum und Menschenqualität nachzuweisen, obwohl ihr Argument gegen die soziale Reform wesentlich auf der Annahme ruht, daß es eine solche Wechselbeziehung gibt. In der Betonung der Rolle, die die Vererbung spielt, scheinen sie zu vergessen, daß im Sumpf elender Armenquartiere (slums) das blaueste Blut vergiftet und durch falsche Erziehung in der Jugend der edelste Geist verdorben werden kann. Mithin dürften Maßnahmen, die dazu dienen, den Kindern aller Klassen gleiche Chancen zu bieten, nicht nur unseren Gerechtigkeitssinn befriedigen, sondern auch die Welt bereichern, indem zahlreiche verborgene Talente ans Licht gebracht werden. Obendrein würden sie wohl auch die durchschnittliche Leistung in der wirtschaftlichen Arbeit steigern, — ein Ziel von allergrößter Bedeutung angesichts der wachsenden Schwierigkeiten, den materiellen Kulturstand des Okzidents aufrechtzuerhalten.

8. Die Beziehungen zwischen Bevölkerungszahl und Bevölkerungsqualität. Der Sozialist neigt umgekehrt dazu, die möglichen Rückwirkungen einer solchen Politik auf das Bevölkerungswachstum zu ignorieren. Er will zwar die volle Last der Versorgung und Erziehung der Kinder der Armen auf die Gemeinschaft wälzen, pflegt aber in der Regel nicht zur Bedingung zu machen, daß die Gemeinschaft irgendwelchen Einfluß auf die Zahl der Kinder, die in die Welt gesetzt werden dürfen, erlangt. Es ist zwar richtig, daß in

den letzten Jahren die Verbesserung der materiellen Lage einer Gesellschaftsklasse von sinkender Geburtenrate in derselben begleitet war, dies ist aber in der Hauptsache wohl rationellen Erwägungen zu verdanken, die sich aus dem prekären Charakter des erreichten Wohlstandsfortschrittes erklären lassen. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Zusicherung eines „Existenzminimums", die auf Kosten der Gemeinschaft ginge, und ohne Rücksicht zu nehmen auf die Leistungen der Einzelnen, den gleichen Erfolg hätte. Gewiß können zivilisierte Menschen, die Anstandsgefühl besitzen, nicht zusehen, daß ihre Nachbaren vor Hunger sterben, während sie selbst irgend Überfluß über die nackten Lebensnotwendigkeiten hinaus besitzen: aber es ist ganz etwas anderes, den Wert und die Macht dieses humanitären Instinktes zuzugeben, als zu sagen, wie es heutzutage viele Leute zu sagen pflegen, daß jedem menschlichen Wesen das Recht auf ein bestimmtes Lebenshaltungsniveau zustehe. Eine solche Forderung kann sich ein Gemeinwesen nur zu eigen machen, ohne sich ins Verderben zu stürzen, wenn es zu gleicher Zeit die überaus schwierige Aufgabe der Regulierung der Geburtenzahl auf sich ladet. Gegen den extremen Sozialisten [Kommunisten] gelten noch heute die Argumente, mit denen Malthus die Träumereien von Godwin und Condorcet über die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschen und die Möglichkeit, Armut und Elend aus der Welt zu schaffen, widerlegt hat. Solange es keine Garantie gibt, daß das Bevölkerungswachstum innerhalb des Subsistenzmittelspielraums bleibt, solange kann es keine Zusicherung eines allgemeinen Existenzminimums geben. Sofern nicht wirksamere Mittel erfunden werden, um die Geburtenzahl einzuschränken, müssen die Eltern unbedingt die Verantwortung tragen für die Versorgung der Kinder.

Der rein wirtschaftliche Gesichtspunkt, der das Bevölkerungsproblem im wesentlichen von der quantitativen Seite faßt, führt zu einer Stellungnahme, die in der Mitte zwischen dem Rassenhygieniker und dem Sozialisten steht. Selbst wenn es unzweifelhaft feststünde, daß die Kinder ungelernter Arbeiter die besten sind, die es geben

kann, wäre es aus den in den vorangehenden Kapiteln erörterten dringenden Gründen wirtschaftlicher Art noch immer zu wünschen, daß die Geburtenzahl bei den ungelernten Arbeitern abnimmt. Die meisten wirtschaftlich Denkenden werden folglich wohl ganz ähnlich wie die Anhänger der Rassenhygiene trachten, die Praxis der Geburtenregulierung in jener Klasse zu fördern. Von solcher direkten Propaganda abgesehen, dürften die wirksamsten Mittel zu diesem Zweck Verbesserung der Lebenshaltung, verbesserte soziale und Wohnungsverhältnisse sein, sofern diese Vorteile nicht auf Kosten der elterlichen Verantwortung erreicht werden. Hierin trifft sich der wirtschaftlich Denkende bis zu einem gewissen Punkte mit dem sozialistisch Orientierten, obwohl er sich von diesem wieder scheiden wird, sobald es sich um das Ausmaß an sozialem Fortschritt handelt, der in dieser harten Welt praktisch in Betracht kommt. Er kommt eben nicht um die Erkenntnis herum, daß die Bedürfnisse der Menschen mannigfachster Art, während die Mittel zu ihrer Befriedigung eng beschränkt sind. Dies ist eine Tatsache, die durch die Ungleichheit der Reichtumsverteilung verdeckt wird. Die gewaltige Verfügungsmacht über Sachgüter und über die Arbeitskraft anderer, die einer kleinen Anzahl Menschen zusteht, ist so eindrucksvoll, daß es schwer fällt zu glauben, daß es nicht einmal in einem reichen Lande genügend Reichtum gibt, um alle zu befriedigen. In Wirklichkeit hätte das Gesamtvermögen Großbritanniens im Jahre 1913, wie es der Statistiker Bowley nachgewiesen hat, gleichmäßig aufgeteilt auf die Bevölkerung 154 £ auf die durchschnittliche Familie ergeben, was bei heutigem Geldwert etwa 260 £ gleichkäme[1]). Um also die Einkommensverhältnisse wesentlich zu verbessern, bedürfte es unbedingt einer Steigerung der Produktivität der

---

[1]) [Für Deutschland hat Geheimrat D e u t s c h berechnet, daß die Vorkriegsdividenden der 66 größten deutschen Aktiengesellschaften auf die Arbeiter und Angestellten aufgeteilt jährlich bloß 270 Mark pro Kopf ergeben. Vgl. Fr. E u l e n b u r g: Arten und Stufen der Sozialisierung, in „Schriften des Vereins f. Sozialpolitik": Bd. 159. 1920.]

Arbeit. Ja man kann weitergehen und sagen, daß angesichts des wachsenden Wettbewerbes mit Ländern, die mehr Naturschätze besitzen, eine solche Steigerung der Produktivität unerläßlich ist zur Wahrung des Lebenshaltungsstandes, den die Zahlen von Bowley darstellen. Man hat allen Grund anzunehmen, daß in dieser Hinsicht viel erreicht werden könnte, wenn die Arbeiter mit ganzem Herzen an der Arbeit interessiert wären. Der Volkswirt wird folglich allen Plänen wohlwollend gegenüberstehen, die geeignet sind, diesen Geist der Kooperation zu fördern, sei es durch Erhöhung des Anteils am Ertrag, den der Arbeiter erhält, sei es durch Beteiligung desselben an der Produktionsleitung. Für Näheres über die Methoden zum Umbau des heutigen Produktionssystems müssen wir hier auf einen anderen Band dieser Sammlung verweisen[1]). Hier ist nur noch darauf hinzuweisen, daß es für jene Kooperation keineswegs förderlich ist, wenn Hoffnungen auf ein in Wirklichkeit unerreichbares Lebenshaltungsniveau geweckt werden.

Wir leben heute in einer Wirtschaft, die sich nur durch ein engstens zusammenhängendes System der arbeitsteiligen Kooperation von Einzelpersonen, Klassen, Völkern und Rassen aufrechterhalten kann. Und doch sind Konflikte an der Tagesordnung. Alle paar Jahre werden die tüchtigsten Mitglieder der Gemeinschaft herausgesucht, um in der Blüte ihrer Jahre von ihrer Familie getrennt zu werden; ein großer Teil wird getötet, und die Überlebenden kehren großenteils mit dauernd erschütterter Gesundheit zurück. Zugleich werden die internationalen Verbindungsfäden abgeschnitten und die Beziehungen der Klassen eines jeden Volkes zueinander durch die Kriegsfolgen verbittert.

In innerstaatlichen Fragen wird der Praktiker, mag er sich Rassenhygieniker oder Sozialist nennen oder bloß ein „gewöhnlicher Sterblicher“ („average sensual man“) sein, nicht umhin können, einzusehen, daß man zum mindesten in Westeuropa für absehbare Zeit an industrielle Produktion und an mehr oder weniger demokratische Regierungsformen

[1]) Vgl. Robertson: „Produktion“. Berlin: Julius Springer 1924. (Bd. III der „Wirtschaftswissenschaftlichen Leitfäden“.)

gebunden ist. Die Freiheit der Entscheidung beschränkt sich folglich auf die Wahl zwischen dem Streben nach Erhaltung und Verschärfung der heutigen Klassen- und Reichtumsunterschiede und dem Streben, die soziale Lage der Arbeiterklassen im Rahmen der beschränkten materiellen Möglichkeiten zu verbessern. Die erste Politik würde das Ziel erstreben, eine Geburtsaristokratie (wozu heute allgemein auch die mittleren Klassen gehören) in einer Position zu erhalten, von der aus sie ihren Willen den ihnen gesellschaftlich und, wie angenommen wird, rassenmäßig Unterlegenen zum Vorteil aller Beteiligten aufzwingen können. Die zweitgenannte Politik hätte zum Ziele, die durch Armut verdeckten geistigen, physischen und Charakterqualitäten zur Entfaltung zu bringen und einer entsprechend vorgebildeten Demokratie die Auswahl und Kontrolle ihrer eigenen Führer zu ermöglichen. Es wäre jedoch absurd anzunehmen, daß die beiden Wege vom rassenhygienischen Standpunkt auf ihre Vorzüge hin untersucht werden könnten. Worauf es für die meisten Leute ankommt und wohl auch ankommen soll, ist das Verständnis dafür, daß in einer Gesellschaft, in der riesiger Reichtum und größte Armut nebeneinander bestehen, etwas nicht in Ordnung ist, und daß jedem, der in die Welt gesetzt wird, eine angemessene Chance geboten werden muß, um sich zu einer für die Gesellschaft nützlichen Persönlichkeit entwickeln zu können. Das Wichtigste, was die Wirtschaftswissenschaft zu dieser Auseinandersetzung zur Zeit beizutragen vermag, ist der Nachweis, daß dieses Streben sich mit der Realität nur verträgt, wenn der materielle Ertrag der volkswirtschaftlichen Produktion rascher wächst als die Bevölkerung.

Neuntes Kapitel.
Schlußbetrachtungen.

1. Das bisherige Ergebnis. Es kann nicht die Aufgabe eines Leitfadens sein, zu abschließenden Ergebnissen zu gelangen oder eine bestimmte praktische Politik zu befürworten. Seine Aufgabe vielmehr ist, die Probleme klarzu-

legen und die Faktoren herauszuarbeiten, deren Kenntnis man bedarf, um zu einem vernünftigen Urteil gelangen zu können. Es dürfte sich folglich empfehlen, den in den vorangehenden Kapiteln gegebenen Überblick kurz zusammenzufassen.

„Die Natur hat", schrieb Malthus, „die Keime des Lebens durch das ganze Tier- und Pflanzenreich in freigibiger und verschwenderischer Weise verstreut; sie war aber verhältnismäßig sparsam in der Gewährung von Raum und Nahrung, deren sie bedürfen." Mithin haben alle Pflanzen und Tiere die Tendenz, über die Mittel hinauszuwachsen, die ihnen die Natur für ihre Subsistenz darbietet, und nur ein kleiner Bruchteil der jungen Pflanzen und Tiere kann heranreifen. Der Mensch war so lange demselben Gesetz völlig unterworfen, bis er es gelernt hatte, der Natur durch Pflege der Pflanzen und Tiere, die sich für seine Bedürfnisse besonders eignen, ein erhöhtes Angebot an Subsistenzmitteln abzugewinnen. Selbst dann ist er von den allgemein geltenden Schranken nur zum kleinen Teil erlöst worden, denn all seine Anstrengungen können nicht genügend Nahrung produzieren, um für mehr als einen minimalen Bruchteil der Kinder, die in die Welt gesetzt werden können, zu sorgen. Der primitive Mensch half sich, als er sah, daß die Schildkröte den Hasen nicht einholen kann, indem er sein möglichstes tat, um den Hasen zu überreden, daß er sich schlafen lege: denn überall unter den Naturvölkern ist mindestens eine von den drei Methoden der Bevölkerungsbeschränkung — Abtreibung, Kindermord und längere Enthaltsamkeit vom ehelichen Verkehr — üblich gewesen. Eine von diesen Methoden der Zahlenbeschränkung, nämlich der Kindermord, wirkt wahrscheinlich in rassenhygienischem Sinne, denn naturgemäß werden zuerst die schwachen Kinder geopfert; und die Entbehrung als natürliches Hemmnis hat wohl eine ähnliche Tendenz zur Auslese der Schwächsten für den Untergang bedeutet. Der Kulturfortschritt ermöglichte es dem Menschen, seine Macht über die Natur stetig zu vergrößern und der Erde stetig wachsende Nahrungsmittelmengen abzugewinnen, aber wohl niemals vor der Mitte des 19. Jahrhunderts konnten die Subsistenz-

mittel mit der Reproduktivkraft des Menschen einigermaßen Schritt halten. Zu der Zeit bot die rasche Erschließung immenser Naturschätze in Nordamerika, ermöglicht durch die nicht weniger rasche Entfaltung der Kohlen- und Eisenproduktion und der darauf ruhenden Industrien in Europa und besonders in England, den weißen Völkern des westlichen Europas das unerhörte Experiment einer Versorgung mit Konsumgütern, die noch rascher wuchs, als es die Bevölkerung bei einer nahezu ungehemmten Geburtenhäufigkeit zu tun vermochte. Für einige Zeit wurden aus jeder Dose Kapital und Arbeit, die, sei es in der Landwirtschaft der Neuen Welt oder in der Industrie der Alten zur Verwendung gelangte, steigende Erträge gewonnen. Das Lebenshaltungsniveau stieg; die Kosten der Lebenshaltung sanken immer weiter, und der Sieg des Menschen über die Natur schien nahezu vollendet. Damals glaubte man in Westeuropa trotz der warnenden Stimmen von Mill und Jevons allgemein an einen unaufhaltsamen und stetigen Fortschritt der Menschheit zu materieller und geistiger Vervollkommnung. Malthus und sein Bevölkerungsgesetz waren ebenso diskreditiert wie Ricardo und sein Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag.

2. Eine Prophezeiung von Malthus. Eine merkwürdige Stelle bei Malthus hätte die Optimisten wohl nachdenklich stimmen können. Wir haben sie bisher nicht zitiert, und der Leser, der das Problem, mit dem wir es zu tun haben, erfaßt hat, wird die Bedeutung dieser Prophezeiung zu würdigen verstehen:

„Im Eifer der Spekulation“, schrieb Malthus, „hat man vorgeschlagen (natürlich mehr im Scherz als im Ernst), Europa sollte sein Getreide in Amerika bauen und sich selbst ausschließlich der Industrie und dem Handel widmen, was die beste Arbeitsteilung auf dem Erdenrund wäre. Aber selbst unter der abenteuerlichen Annahme, daß der natürliche Lauf der Dinge für eine Zeitlang zu einer solchen Arbeitsteilung führen würde, und daß Europa solcherweise eine zahlreichere Bevölkerung aufziehen könnte, als seine Ländereien an sich zu versorgen imstande sind, so wären die Folgen mit Recht zu befürchten. Es ist eine unzweifelhafte Wahrheit, daß es jedem Staate mit bestimmtem Territorium in seinem natürlichen Fortschritt zum Reichtum entsprechen muß, für sich selbst zu produzieren, es sei denn, daß die Länder, deren Produkte er kauft, außer Kapital und Arbeitstüchtigkeit noch andere Vorteile besitzen, die ihnen allein eigentümlich sind. Sobald aber Amerika diesem Prinzip entsprechend sein Getreide

vorzuenthalten begänne, und die landwirtschaftlichen Anstrengungen Europas nicht ausreichten, um den Ausfall zu ersetzen, so würde man ohne Zweifel merken, daß der zeitweilige Vorzug größeren Reichtums und zahlreicherer Bevölkerung (gesetzt den Fall, daß beides wirklich erreicht wurde) durch eine lange Zeit des Rückschritts und der Not sehr teuer erkauft worden wären[1]."

Die Arbeitsteilung zwischen Amerika und Europa war freilich zu keiner Zeit so vollständig wie in dieser „abenteuerlichen Annahme". Vor dem Kriege besorgte Rußland ein Viertel des Weltexportes an Weizen; Frankreich war Selbstversorger; Deutschland baute nahezu 80% seiner eigenen Nahrung und bezog beträchtliche Mengen von seinen südöstlichen Nachbaren. Nichtsdestoweniger kommt das Bild der Wahrheit genügend nahe, um (insbesondere was England betrifft) beunruhigen zu können. Europa hat durch die Arbeitsteilung mit Amerika zweifellos „eine höhere Stufe des Reichtums und der Bevölkerung" erreicht, als es sonst der Fall gewesen wäre; Amerika hat begonnen, „sein Getreide Europa vorzuenthalten", und nach wie vor muß abgewartet werden, ob „eine lange Periode rückschrittlicher Entwicklung und Elends" verhütet werden kann.

3. Die Naturschätze der Welt. Ein Überblick über die Naturschätze der Welt wirkt bis zu einem gewissen Grade beruhigend. Das Nahrungsmittelangebot kann durch die intensive Bewirtschaftung riesiger Gebiete in Kanada, Südamerika und Sibirien wesentlich vermehrt werden. Die Baumwolle in Amerika mag mit der Zeit von ihrem Todfeind, dem Kapselwurm, befreit werden, und andere Produktionsgebiete können sich entwickeln. Die Wolle gibt unmittelbar keinen Anlaß zu Besorgnissen. Kohle und Eisen sind noch in Amerika wie in Europa in großen Mengen vorhanden; Rohöl ist eine unbekannte Größe; die Wasserkraft wartet auf ihre Verwertung, und die Elektrizität bietet große Ersparnisse in der Verwendung der Brennstoffe. Der Hauptgrund für Besorgnisse liegt in dem schwankenden Austauschverhältnis zwischen den Industrieprodukten Europas und den Rohstoffen anderer Länder. Das birgt die Gefahr

[1]) Malthus: Essay, 3. Buch, 12. Kap.

eines Herabgleitens im Lebenshaltungsniveau der in den Industriezentren zusammengeballten Arbeitermassen. Europa hat durch den Krieg einen katastrophalen Zusammenbruch erlitten, und die Gefahr besteht darin, daß der kaum merkbare und wenig beachtete Druck der Bevölkerung auf die Naturschätze die Wiedererreichung des Vorkriegswohlstandes verzögern oder gar verhindern könnte.

4. Der Ausweg. Zwei Wege gibt es, auf denen man der drohenden Gefahr begegnen kann. Einmal durch Steigerung der Produktivität der Arbeit; andererseits durch Beschränkung der Geburtenhäufigkeit. Beide sind unerläßlich, wenn unsere Zukunft erträglich werden soll. Beide werden bedauerlicherweise dadurch gehemmt, daß Völker wie Klassen es daran fehlen lassen, miteinander im Interesse des gemeinsamen Wohls Hand in Hand zu arbeiten. Die internationale Arbeitsteilung hat die riesige Bevölkerungszahl der Gegenwart ermöglicht; nun wird sie aber durch Maßnahmen unterbrochen, die von nationaler Eifersucht diktiert sind, während die Staatsmänner alles aufbieten, damit sich die Zahl ihrer Bürger im Interesse der Kriegsführung noch weiter vermehrt. Zugleich vermindern die Klassen innerhalb jeder einzelnen Volkswirtschaft den Ertrag der Produktion durch den Streit über seine Verteilung; und das Tragischeste bei all dem ist, daß in dem Maße, wie die Bevölkerung wächst und die Produktivität der Arbeit abnimmt, die Völker und Klassen mehr wirklichen Grund zum Streit haben.

Trotz der Anstrengungen der Staatsmänner hat die Geburtenhäufigkeit in allen Ländern westlicher Zivilisation abgenommen, und man hat allen Grund anzunehmen, daß diese Abnahme in der Hauptsache der bewußten Beschränkung der Kinderzahl durch die Eltern zuzuschreiben ist. Diese Tatsache ruft die Hoffnung wach, daß es dem Menschen mit der Zeit gelingen dürfte, über einen der mächtigsten Faktoren, von denen Reichtum oder Armut, Glück oder Elend seines Lebens auf dieser Erde abhängen, zweckbewußte Macht zu erlangen, — über die Bevölkerungsvermehrung. Von manchen wird ferner auch die Hoffnung gehegt, daß, wenn die Vererbungslehre weiter fortgeschritten sein

wird, es gelingen würde, Methoden zur rationellen Auslese der Eltern zukünftiger Generationen zu finden. Positive Eugenik ist aber noch ein Zukunftstraum; für manche von uns nicht einmal ein fröhlicher Traum; der einzig gangbare Vorschlag, den bislang verantwortungsbewußte Bevölkerungspolitiker vertreten haben, ist die zwangsweise Ehelosigkeit einer kleinen Minorität der Bevölkerung, die für Elternschaft nachweislich ungeeignet ist.

5. Die Möglichkeiten des wissenschaftlichen Fortschritts. Nach dieser kurzen Rekapitulierung der Bevölkerungsfragen, wie sie uns vorschweben, wird es sich empfehlen, zwei kritischen Gesichtspunkten zuvorzukommen. Die eine Kritik wäre die, daß der Möglichkeit keine Rechnung getragen sei, daß die Wissenschaft Wege zeigen könnte, um in der Beherrschung der Natur einen plötzlichen Sprung vorwärts zu tun und die Menge der Subsistenzmittel ungeheuer zu vermehren. So legt uns z. B. der englische Naturforscher Soddy mit großer Beredsamkeit nahe, einer solchen Entwicklung vertrauensvoll entgegenzusehen:

„Bis zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts haben denkende Beobachter der wissenschaftlichen Entwicklung und ihrer revolutionären Wirkungen allen Grund gehabt, im tiefsten Innern beunruhigt zu sein. Es war kein gesicherter oder dauerhafter Fortschritt, sondern der beschleunigte Sturz des Verschwenders ins Verderben, sobald einmal die Erbschaft verteilt ist und der Tag der unvermeidlichen Abrechnung heranrückt. Wenn Kohle und Petroleum erschöpft sein werden und die kleine Tagesportion Sonnenlicht wie einst zuvor die ganze beschränkte Lebensmöglichkeit der Welt darstellen wird, dann wird es sich erweisen, daß diese neuen unbeseelten Diener der Wissenschaft ähnlich wie die Sklaven der Alten höchst gefährliche Gehilfen waren, und die Seifenblase der Zivilisation, die sie ermöglichten, muß dann ebenso verschwinden wie die großen Reiche der Vergangenheit, da die Welt zum Untergang verurteilt wird.

„. . . Wer hätte es geahnt, daß die eigentliche Quelle des Energiestroms, der die Welt verjüngen wird, weder ihren Anfang noch ihre unermeßliche Fülle im Weltenraum hat, sondern in den einzelnen Atomen der Materie um uns herum. Wenn die Menge verfügbarer Energie es ist, was der Ausbreitung und Entfaltung des Menschengeschlechts die Grenzen setzt, so sind diese Grenzen für die Zukunft im Prinzip beseitigt durch die Entdeckung der Allgegenwart der physischen Grundlagen des Lebens und der Bewegung im Weltall.

„Mühselig und unsagbar langsam hat die Menschheit einen Hochstand erklommen, von dem aus sie ihre ereignisreiche Vergangenheit

unter einem Gesichtspunkt als ein Ganzes ansehen kann, unter dem des Kampfes für eine kläglich unzureichende Versorgung mit Energie, eines Kampfes, der noch immer weit mehr Tote fordert als auf Zusammenarbeit beruht. Man überblicke den Zeitraum von den Tagen der namenlosen und vergessenen Wilden, die die Kunst des Feuermachens zuerst entdeckt haben, bis heute, dem logisch notwendigen Abkömmling, dem Herrn der Welt, die zum großen Teil durch die Energie der Kohle ernährt wird und die Musik unbeseelter Maschinen summt . . . . Der Hauptstrom (der Energie) ist bereits an ihm vorbeigeflossen, und der große Abgrund, der zwischen ihm und dem Ende seiner Freiheit gähnt, ist reichlich klein geworden im Vergleich zu dem, der ihn von seiner Vergangenheit trennt.

„. . . Die Energie ist da, aber das Wissen, wie sie nach eigenem Ermessen zu befreien und für nützliche Zwecke zu verwenden, ist nicht da — noch nicht da.

„Das Problem wird gelöst sein, wenn wir gelernt haben werden, ein Element nach Belieben in das andere umzuwandeln, und nicht vorher. Es mag der Wissenschaft viele Jahre, möglicherweise sogar Jahrhunderte kosten, bis sie es lernt. Aber das Ziel ist bereits in voller Sicht, und die Forscher gehen auf zahlreichen Wegen energisch auf dasselbe los. Wir brauchen nur an die bisherige Geschichte des wissenschaftlichen Fortschritts zu denken, um sicher zu sein, daß, mag es Jahre oder Jahrhunderte kosten, die künstliche Umwandlung und Verfügbarmachung des Energievorrates, der dem der Kohle so überlegen ist wie diese der rohen physischen Kraft, voraussehbar erreicht wird.

„Es ist nicht wahrscheinlich, aber auch keineswegs unmöglich, daß eine solche Entdeckung sozusagen über Nacht gemacht wird . . .[1])“

Dieses etwas lange Zitat dürfte wohl am Platze sein: bringt es doch in glänzender Formulierung eine Ansicht zum Ausdruck, die von sehr vielen geteilt wird, die keinen Anspruch auf wissenschaftliches Ansehen erheben können. Wie man sieht, hegt Professor Soddy eine sehr radikale Meinung über den prekären Charakter der Energieversorgung, auf der das Wirtschaftsleben der heutigen Welt ruht. Seiner Meinung nach ist aber jeder Grund für diesbezügliche Befürchtungen beseitigt durch die Entdeckung des Radiums, wodurch es offenbar wurde, daß aus dem Atom durch Umwandlung der Elemente ein unerschöpflicher Energievorrat herausgeholt werden kann. Soddys nahezu religiöser Glaube, daß es der Wissenschaft mit der Zeit gelingen wird, über diese Energie Herrin zu werden, scheint uns Laien jedoch auf etwas schwankender Grundlage zu ruhen.

[1]) Frederick Soddy: „Science and Life“ S. 13, 14, 15, 35, 36.

Kein Skeptizismus berechtigt uns aber dazu, die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Fortschritts, der revolutionierend wirken könnte, zu ignorieren; denn selbst wenn sich Soddys Prophezeiungen als unhaltbar erweisen sollten, gibt es andere Fortschrittsmöglichkeiten, z. B. in der chemischen Synthese, die nachzuprüfen wären. Alle solche Spekulationen können aber aus dem guten Grunde unbeachtet bleiben, weil sie sich auf eine ganz ferne Zukunft beziehen. Der Pessimist, der einen Zusammenbruch der Menschheit in fünfhundert oder in tausend Jahren erwartet, muß diese technischen Möglichkeiten in Rechnung stellen; wir haben es hier dagegen mit näherliegenden Problemen zu tun. Immer wieder haben wir darauf hingewiesen, daß die Frage sich nicht darum dreht, ob die Bevölkerung mit der Zeit über die Subsistenzmittel hinauswachsen wird; wie auch nicht, ob und wann sich unsere Kohlenfelder erschöpfen werden; sondern, ob der stille Druck der überschüssigen Bevölkerung auf den Nahrungsmittelspielraum bereits fühlbar ist in der Form von Arbeitslosigkeit, Steigen der Preise und Verschlechterung der Lebenshaltung in den Industriezentren. Den geduldigen Naturforscher läßt der Unterschied zwischen wenigen Jahren und wenigen Jahrhunderten ziemlich kühl; für den wirtschaftlich Denkenden kommt alles auf die Zeit an. Die Faktoren, von denen in diesem Buch die Rede war, können, wenn sie nicht beherrscht werden, die westliche Zivilisation in wenigen Jahren zugrunde richten; vielleicht haben sie diese bereits in ihren Grundlagen unterhöhlt. Vielleicht wird es dem Naturforscher gelingen, Abhilfe zu schaffen. Die Aufgabe der Volkswirtschaftslehre ist es, darauf hinzuweisen, inwiefern und wo die gegenwärtige Lage drohend ist, und rasche Hilfe von der Naturwissenschaft zu verlangen.

6. Die Aufgabe der Sozialökonomie. Wir können einen weiteren Einwand vorwegnehmen, den nämlich, daß es zwecklos sei, auf die Krankheiten des Gesellschaftskörpers aufmerksam zu machen, wenn man nicht zugleich geeignete Hilfsmittel vorzuschlagen hat, die z. B. in Gesetzgebungsakten oder sonstigen konkreten Maßnahmen bestehen. Bereits Jevons hatte offenbar die Empfindung, daß er mit

seiner aufsehenerregenden Schrift über die Kohlenfrage dieser Art Kritik Blößen bot. In dem dringenden Bedürfnis, durch irgendwelche konkreten Vorschläge „die Nachkommenschaft für unsere gegenwärtige Verschwendung der billigen Kohle zu kompensieren", kam er auf den Vorschlag der „Verminderung oder Rückzahlung der Staatsschulden". Es ist sowohl tragisch als zugleich humoristisch, sich zu vergegenwärtigen, daß, als Jevons im Jahre 1864 seinen „kühnen" Vorschlag machte, die englische Staatsschuld sich auf 819677852 £ belief. Sie beträgt heute etwa 8000000000 £!

Im allgemeinen können Bevölkerungsfragen nicht mittels gesetzlicher Maßnahmen gelöst werden. Da sie auf der einen Seite durch Änderungen in der Produktivität der Arbeit und auf der anderen durch solche der Menschenzahl erwachsen, liegen sie an der Wurzel der schwierigsten Probleme des Gesellschaftslebens. Gewiß kann sowohl die Produktivität als auch die Fruchtbarkeit der Menschen durch Gesetze und gesellschaftliche Sitten wesentlich modifiziert werden; aber der Einfluß von Gesetz und Sitte auf solche grundlegenden Fragen war bisher indirekter Art und in hohem Maße unberechenbar. Wer hätte den Mut, z. B. ein Gesetz vorzuschlagen, das die Kinderzahl beschränken soll?

Das Bevölkerungsproblem [als wirtschaftspolitische Frage], das im England von Malthus, Ricardo und John Stuart Mill aufgerollt wurde, ist nach wie vor ungelöst; und es kann in der Tat noch dringender werden, es sei denn, daß seine Bedeutung in weiterem Kreis erkannt und es ermöglicht wird, daß die Einrichtungen der modernen Zivilisation dem angepaßt werden, wie auch die primitiven Völker entsprechende Einrichtungen geschaffen haben. Der Mensch als „Vernunftwesen" kann die Mächte, die sein Schicksal bestimmen, nur beherrschen, wenn er es versteht, welcher Art sie sind und wie sie wirken. Mit den Worten des Naturforschers Huxley: „Die Menschheit kann von ihren Leiden nicht befreit werden, außer durch Wahrhaftigkeit des Denkens und Handelns und durch das resolute Erfassen der Welt so wie sie ist, wenn der Schleier, den wohlmeinende Hände über ihre unerfreulichen Züge gelegt haben, gelüftet ist."

Verlag von Julius Springer in Berlin W 9

Weltwirtschaft und Wirtschaftspolitik in Einzeldarstellungen

Die neue Sammlung wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Schriften stellt sich zur Aufgabe, in zwangloser Folge Veröffentlichungen aus der Feder deutscher und ausländischer Autoritäten zu bringen, in denen internationale Probleme zu zusammenfassender Darstellung gelangen. Der Reihe nach sollen die wichtigsten Fragen der Weltwirtschaft, insbesondere soweit sie der wirtschaftspolitischen Beeinflussung zugänglich sind und für Mitteleuropa besondere Bedeutung haben, breitestem Leserkreis zugänglich gemacht werden.

Band I: **Die Deflation und ihre Praxis in England, den Vereinigten Staaten, Frankreich und der Tschechoslowakei.** Von **Charles Rist,** Professor der Volkswirtschaftslehre an der Rechtsfakultät in Paris. Deutsch herausgegeben von Dr. M. Palyi, Privatdozent an der Handelshochschule zu Berlin.
Erscheint im Sommer 1924.

Neben der Frage der Währungs-Sanierung, der sich das Buch von Rist widmet, sind für die nächste Zeit Schriften über die folgenden Erscheinungen der weltwirtschaftlichen Entwicklung der Nachkriegszeit in Aussicht genommen: Internationale Bevölkerungsfragen; Internationale Kapitalwanderungen; Entwicklungstendenzen der Handelspolitik; Die neue Kolonialpolitik; Internationale Verkehrsprobleme; Die Organisationstendenzen der Industrie (Kartelle und Trusts) usw.

Auslandsrecht

Blätter für Industrie und Handel

Organ des Instituts für ausländisches Recht beim Reichsverband der Deutschen Industrie

Herausgeber

Dr. Josef Partsch, Dr. Heinrich Titze, Dr. Martin Wolff

Professoren der Rechte an der Universität Berlin

Bezugspreis jeder Nummer (etwa 16 S. 4°) Goldmark 1.20, Dollar 0.30

Erscheint monatlich

Die Zeitschrift wird alle wichtigen ausländischen Rechtsquellen regelmäßig im Wortlaut bringen. Daran werden sich selbständige wissenschaftliche Untersuchungen über auslandsrechtliche Fragen schließen, die für Industrie und Handel von Bedeutung sind. Besondere Aufmerksamkeit wird hierbei dem Recht des Versailler Friedensvertrages, der seiner Ausführung dienenden Quellen und Urkunden zugewandt. Durch die Nutzbarmachung des Auslandsrechts für die Erkenntnis und Fortbildung deutschen Rechts dient die Zeitschrift gleichzeitig der Rechtsvergleichung.

Finanzen, Defizit und Notenpresse 1914—1922. Reich — Preußen — Bayern — Sachsen — Württemberg. Von Dr. A. **Jessen.** Mit einem Vorwort vom Preuß. Staats- und Finanzminister a. D. Saemisch. (VII und 65 Seiten.) 1923. 4 Goldmark / 0.95 Dollar

Die deutsche Finanzwirrnis. Tatsachen und Auswege. Von Dr. **Arnd Jessen.** Mit 7 Tabellen. (II und 76 Seiten.) 1924. 2.40 Goldmark / 0.60 Dollar

Goldmark-Eröffnungsbilanz und Technik der Goldmarkbuchführung. Auf Grund der amtlichen Verordnungen (einschließlich sämtlicher Durchführungsbestimmungen vom 28. März 1924) mit Beispielen für die Praxis dargestellt von Dr. **Gustav Müller,** Handelshochschul-Diplominhaber. Seit 1907 von der Handelskammer zu Magdeburg und für den Landgerichtsbezirk Magdeburg eidlich verpflichteter Büchersachverständiger und Gutachter. (58 Seiten.) 1924. 2 Goldmark / 0.50 Dollar

Die Umstellung auf Gold in der Selbstkosten- und Preisberechnung und in der Bilanzierung. (Goldrechnung und Goldbilanz.) Von **Otto Schulz-Mehrin,** Ingenieur. Mit 8 Abbildungen im Text. (VI und 97 Seiten.) 1924. 2.40 Goldmark / 0.60 Dollar

Erträgnisse deutscher Aktiengesellschaften vor und nach dem Kriege. Mit Überblick über die neueste Entwicklung. Von Dr. jur. et phil. Frhr. **Otto von Mering,** Privatdozent an der Handelshochschule Berlin. (V und 149 Seiten.) 1923. 5 Goldmark / 1.20 Dollar

Die Umsatz-, Gewinn- und Kapital-Beteiligung der Arbeitnehmer in Handel und Industrie. Kritische Untersuchung des Standes der Beteiligungsfrage unter besonderer Berücksichtigung volkswirtschaftlicher, sozialpolitischer und gesetzgeberischer Möglichkeiten. Von **Helmuth Wendlandt,** Doktor der Staatswissenschaften, Berlin, Volkswirt R. D. V. (VIII und 212 Seiten.) 1922. 6 Goldmark / 1.45 Dollar

Der Gewinnbeteiligungsgedanke und seine Grundlagen. Von **Julius Lippert,** Doktor der Staatswissenschaften, Berlin, Volkswirt R. D. V. (IV und 73 Seiten.) 1922. 3 Goldmark / 0.75 Dollar

Die Gewinnbeteiligung der Arbeiter und Angestellten in Deutschland. Von **Werner Feilchenfeld,** Dr. jur. et rer. pol., volkswirtschaftlicher Sekretär an der Handelskammer zu Berlin. Mit Unterstützung der Handelskammer zu Berlin. (IV und 167 Seiten.) 1922. 5.50 Goldmark; gebunden 7 Goldmark / 1.35 Dollar; gebunden 1.70 Dollar